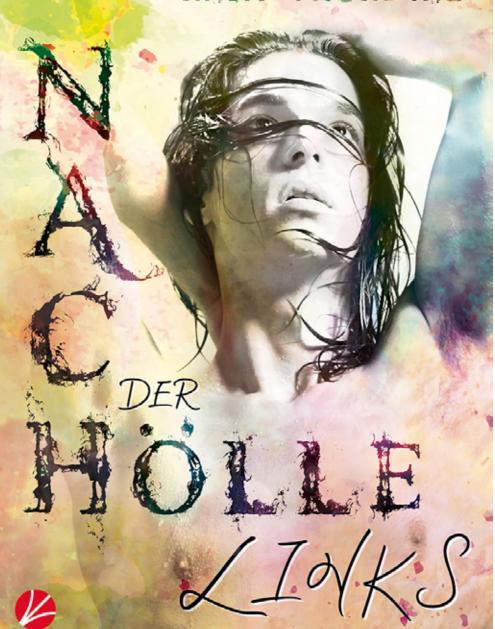
RAIK THORSTAD





#### Neuauflage (PDF) August 2017

© 2013 by Raik Thorstad

Verlagsrechte © 2017 by Cursed Verlag Inh. Julia Schwenk, Taufkirchen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile, Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock Satz & Layout: Cursed Verlag Covergestaltung: Hannelore Nistor Druckerei: CPI Deutschland

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-103-0

Besuchen Sie uns im Internet: www.cursed-verlag.de

# RAIK THORSTAD



### Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass Sie dieses eBook gekauft haben! Damit unterstützen Sie vor allem die Autorin des Buches und zeigen Ihre Wertschätzung gegenüber ihrer Arbeit. Außerdem schaffen Sie dadurch die Grundlage für viele weitere Romane der Autorin und aus unserem Verlag, mit denen wir Sie auch in Zukunft erfreuen möchten.

Vielen Dank! Ihr Cursed-Team

### Klappentext:

Drei Jahre sind vergangen, seit Andreas durch die Hölle gegangen ist. Nach der Trennung von Sascha verlangt ihm die Therapie seiner Agoraphobie alles ab und ist nur durch eine straffe Organisation seines Alltags und enorme Anstrengungen zu bewältigen.

Auch an Sascha ist die Zeit nicht spurlos vorbeigegangen. Noch immer quälen ihn die Selbstvorwürfe, Andreas verlassen zu haben, noch immer verfolgt ihn sein gebrochenes Versprechen. Doch kann man so einen Fehler wiedergutmachen? Und können zwei so unterschiedliche Menschen wieder zusammenfinden, deren Liebe nie wirklich verblasst ist?

Für jeden Andreas dort draußen, der kämpfen muss, und für jeden Sascha, der den Kampf aufgenommen hat, obwohl sein Leben ohne die Krankheit des Partners leichter verlaufen würde.

Und natürlich für Daniel, Christian und Björn.

# Prolog

Hamburg. Das Tor zur Welt, wie der Hafen liebevoll genannt wurde. Eine Stadt im tänzerischen Wiegeschritt zwischen dem maritimen Raubein-Charme vergangener Zeiten, Kultur und dem neu gewonnenen Ruf, eine der exklusivsten Städte Deutschlands zu sein. Eine Metropole, der es gelang, ein breit gefächertes Publikum anzuziehen und manchen Gast als Einwohner zu binden. Ein in sich geschlossenes und gleichzeitig weit offenstehendes Universum von einzigartiger Atmosphäre.

Der Frühling war nass in diesem Jahr. Nicht nur Regen und Hagel prasselten auf die Stadt nieder, sondern auch die über die Ufer tretende Elbe trug dazu bei, dass die Hamburger häufig feuchte Füße bekamen. Zwischenzeitlich stand das Wasser so hoch in den Straßen, dass eine Durchfahrt für die Autos unmöglich wurde.

Doch an diesem Morgen bahnte sich die Maisonne endlich einen Weg durch die zähen Wolkenschichten. Unter ihren Strahlen glänzten die Dächer vor Feuchtigkeit. Überall sah man Café-Besitzer Tische und Stühle nach draußen schleppen, während sich fleißige Hausfrauen ihrer Fenster annahmen. In Mauervorsprüngen nistende Singvögel fütterten ihre zwitschernde Brut. Im Spritzwasser zu schnell fahrender Wagen bildeten sich für den Bruchteil einer Sekunde Regenbögen.

Im Grenzbereich von St. Georg hatte der Stadtteil den Sprung vom Drogenviertel zum In-Bezirk noch nicht geschafft. Schlecht renovierte Häuser aus der Jahrhundertwende, verklinkert und mit hohen Fenstern, dominierten das Bild der Seitenstraße. Schiefe Briefkästen fanden sich neben vielfach überklebten Namensschildern. Fahrräder stapelten sich in bis zu drei Reihen an den Wänden und niemand störte sich an der lauten Musik, die aus einigen Wohnungen schallte. Es war eine Gegend für Studenten.

Die Häuser besaßen Flair. Dafür nahm man gern Holzfenster in Kauf, von deren Rahmen der Lack absplitterte, und Bodenfliesen im Flur, die mehr Sprünge als Farbe ihr Eigen nannten.

Weiches Morgenlicht fiel in das Erdgeschoss des Hinterhauses und setzte die Geschehnisse auf dem niedrigen Futon in Szene. Einzelne Strahlen trafen die apfelsinenfarbenen Laken und verfingen sich auf von Schlafstriemen übersäter Haut.

Sie waren zu zweit und schienen unentschlossen, ob sie sich nach körperlicher Befriedigung oder Schlaf sehnten. Träge bewegten sie sich gegeneinander, berührten sich, fassten zu und ließen die Fingernägel über Stellen kratzen, die für grobe Spielereien empfänglich waren. Sie unterschieden sich wie Tag und Nacht. Wo der eine hochgewachsen, breitschultrig und schwarzhaarig war, war der andere klein, schlaksig und dunkelblond. Und während der braun gebrannte Kleine leidenschaftlich küsste und leckte, blieben die Bewegungen seines Liebhabers faul und langsam.

Aus der Küche der Wohngemeinschaft drang das Gurgeln der Kaffeemaschine zu ihnen herüber; vermengt mit dem Gemurmel der Gäste, die sich zum Frühstück bei ihnen eingeladen hatten. Die im Bett übereinander liegenden Studenten störten sich nicht daran. Sie bewohnten die Altbauwohnung zu dritt, aber meistens blieben die Türen zu allen Wohneinheiten des Hauses offen, sodass man stets damit rechnen musste, Fremde auf dem eigenen Sofa vorzufinden. Ihre Mitbewohnerin Svenja lud gern zum morgendlichen Kaffee ein. Aber das bedeutete nicht, dass sie ebenfalls aufstehen mussten.

Mit einem seligen Lächeln schlang Nils die Beine um die Hüften seines Freunds, um ihn näher an sich heranzuziehen. Ihre nackte Haut schmiegte sich gegeneinander, als er sich von unten an dem festen Körper rieb.

»Komm«, murmelte er und küsste Sascha hinter dem Ohr. »Mach schon.«

Ein wenig schwerfällig griff Nils an ihnen vorbei und zauberte ein Kondom unter dem Kissen hervor. Mit einem süffisanten Lächeln nahm Sascha es ihm aus der Hand. »Schon wieder? War da heute Nacht nicht schon was?«

»Sicher«, schnurrte Nils wohlig, während er die Finger verführerisch durch die Furche zwischen den festen Hinterbacken seines Freunds gleiten ließ. »Aber das will ja nichts heißen…«

Hieß es nicht. Getrieben von ihrer morgendlichen Erregung und dem guten Gefühl, einen anderen Körper an ihrem eigenen zu spüren, gaben sie ihrer Lust nach. Nils war erst zufrieden, als er Sascha tief in sich spüren konnte. Schnell verloren sie sich im zwingenden Rhythmus ihrer Vereinigung. Hörten nichts außer ihrem Keuchen, spürten nichts außer dem Sog ihres Hungers. Sex war ein guter Anfang für einen Tag, der größtenteils von der Universität eingefordert und aller Voraussicht nach auf einer wilden Party enden würde.

So weit der Schein.

Eine Viertelstunde später lag Sascha mit rasenden Kopfschmerzen auf dem Rücken und fühlte sich von dem fruchtig-klebrigen Geruch gestört, der von Nils' Haaren ausging. Obwohl ihm der morgendliche Frühsport gefallen hatte, bereute er es, dass er in der Nacht nicht mehr den Weg in sein eigenes Zimmer gefunden hatte. Gerade wenn er zu viel getrunken hatte, schlief er lieber allein.

Nils lag halb über ihm, drängte die Wange in Saschas Achselhöhle und schien wieder eingeschlafen zu sein. Mit geschlossenen Augen sah er fast noch besser aus als mit offenen Lidern. Die Unschuld des Schlafes stand ihm gut. Vielleicht bildete Sascha sich das auch nur ein, weil Nils im wachen Zustand – gelinde gesagt – schwierig werden konnte.

Unterdrückt seufzend versuchte er den Klammergriff um seine Hand aufzubrechen. Bis zu seiner ersten Vorlesung war noch Zeit, doch Sascha wollte fort. In sein eigenes Bett oder vielleicht unter die Dusche, um hinterher zusammen mit den Leuten, die er in der Küche reden hörte, zu frühstücken.

Stück für Stück öffnete Sascha Nils' Finger und schob ihn behutsam von sich herunter. Er wollte ihn nicht wecken. Teils, weil er keine Lust auf eine Diskussion hatte, teils, weil sein Freund den Schlaf gebrauchen konnte.

Vorsichtig robbte Sascha über den dezent schnarchenden Nils hinweg und setzte sich auf die Bettkante. Prüfend roch er an seinen Fingern und verzog das Gesicht. Schweiß, Gummi, Sperma, Rauch und Bier. Seine Kopfschmerzen bedankten sich herzlich.

So lautlos wie möglich stand er auf und schnappte nach einem herrenlos am Boden liegenden Handtuch. Sascha hatte es sich gerade um die Hüften gewunden und zwei Schritte in Richtung Tür gemacht, als hinter ihm Nils' Stimme erklang: »Du gehst doch nur zur Toilette, oder?«

Sascha verharrte in der Bewegung und schloss kurz die Augen. Dann drehte er sich halb um. »Ich wollte eigentlich nach drüben gehen.«

Missmutig setzte Nils sich auf. »Ich kann es nicht leiden, wenn du dich davonmachst, ohne mir Bescheid zu geben.« Auf seinem weich geschnittenen Gesicht bildete sich ein dunkler Zug.

»Ich wollte dich nicht wecken.«

»Das willst du angeblich nie und ich habe dir schon hundert Mal gesagt, dass es mir egal ist. Ich finde es einfach blöd, allein aufzuwachen und zu merken, dass du dich aus dem Staub gemacht hast«, beschwerte sich Nils.

Zu Recht, wie Sascha zugeben musste. In letzter Zeit war er oft aus Nils' Bett geflohen, um allein zu sein. Früher hatte er nie das Bedürfnis verspürt, nach dem Sex möglichst schnell zu verschwinden, aber damals waren die Umstände andere gewesen. Er war ein freier Mann gewesen, der zwanglos mit einem guten Freund Spaß hatte. Seitdem sie zusammen waren, kam es ihm häufig vor, als würde er an der Nähe, die Nils forderte, ersticken.

»Hör zu«, sagte er leise, um die drohende Diskussion zu unterbinden. »Ich habe irre Kopfschmerzen. Ich will noch ein bisschen in meinem eigenen Bett schlafen, okay?«

Im ersten Moment sah es aus, als würde Nils seinen Wunsch akzeptieren. Doch als Sascha sich mit einem schwachen Lächeln verabschiedete und zur Tür wandte, zischte die Stimme seines enttäuschten Freundes durch die Luft wie ein Peitschenhieb.

»Wenn ich Andreas wäre, würdest du bleiben.«

# Kapitel 1

Sir Paul ließ ihn nicht aus den Augen. Keine Bewegung blieb unbemerkt. Kein Scharren der Schaufel, kein Schritt auf den beigen Fliesen, kein Griff an die Gitter. Der Graupapagei legte ruckartig den Kopf schief und beäugte den Eindringling, der sich an seinem Futternapf zu schaffen machte.

Ein durchdringender Geruch beherrschte das flache Gebäude, das als Vogelhaus diente. Das halbe Dutzend Volieren – allesamt enger, als den Betreibern recht war – beherbergte eine Vielzahl unterschiedlicher Vogelarten; angefangen beim Wellensittich bis hin zur verlorenen Brieftaube. Ein Flirren und Zwitschern lag in der Luft, dazwischen das Klackern von Krallen und Schnäbeln auf Eisen.

Das Tierheim hatte mit Überbelegung zu kämpfen. Aus einem angrenzenden Raum war das Quieken von Meerschweinchen zu hören, die aufgrund von Platzmangel aus dem Nagetierhaus hatten ausziehen müssen. Von draußen drangen die Geräusche einer bellenden, winselnden Hundemeute herein. Die verträglichen Tiere durften um die Mittagszeit zusammen im Hof laufen.

Sir Paul trippelte auf der Stange seitwärts und gab einen kläglichen Laut von sich. Sein erbärmliches Äußeres machte den Papagei zu einem der vielen Insassen des Tierheims, die lange auf ein neues Zuhause warten mussten. Über Jahre allein gehalten, hatte Sir Paul sich akribisch von seinem Federkleid befreit.

Andreas mochte den grauen Papagei mit der nackten Brust und der merkwürdig menschlichen Kopfhaltung. In vielen Belangen erinnerte er ihn an sich selbst. Eingepfercht, allein gelassen, von Artgenossen ferngehalten. Selbst, dass Sir Paul von Zeit zu Zeit die Hand zwickte, die ihn fütterte, störte ihn nicht. Zu gut konnte er das Verhalten des Papageis verstehen. Ihm war auch oft nach Beißen zumute.

Melancholisch nickte Andreas seinem gefiederten Freund einen Gruß zu, bevor er das Gitter der Voliere verschloss und sich auf den Weg in die Garderobe der Tierpfleger machte.

Ein harter Arbeitstag lag hinter ihm. Natürlich kein ganzer Tag. Lediglich die paar Stunden am Vormittag, die er im Zuge eines Praktikums an fünf Tagen in der Woche hinter sich bringen musste. Um am Leben teilzunehmen. Um sich an einen geregelten Tagesablauf zu gewöhnen. Um zu üben, ein Mensch zu sein.

Andreas beeilte sich. Er wollte das Tierheim schnell hinter sich lassen. In weniger als einer halben Stunde öffneten sich die Tore, um Paten und Interessenten einzulassen. Der Trubel war zu viel für ihn. Besonders, da die Hunde jeden Besucher wild bellend begrüßten und mit runden Augen um ein neues Herrchen oder Frauchen bettelten. Es tat weh zu sehen, dass die niedlichen Welpen innerhalb kürzester Zeit vermittelt wurden, während ältere Tiere oder Angehörige der angeblich gefährlichen Hunderassen chancenlos blieben.

Aber das war nicht der Hauptgrund für Andreas' Aversion gegen die öffentlichen Besuchszeiten. Sie warfen ihn aus dem Rhythmus. Fragen von Fremden durchbrachen seine Konzentration, sodass er an Sicherheit verlor und in Panik geriet; immer noch und trotz all der harten Arbeit.

In der Gewissheit, dass er es für diese Woche geschafft hatte, glitt Andreas wie ein Schatten in den Personalraum. Gehetzt vom Wunsch nach Abgeschiedenheit und der Sicherheit der eigenen vier Wände riss er seine Jacke von der Garderobe.

In seiner Eile stieß er in der Tür mit Mandy zusammen. Seine Kollegin schnaufte erschrocken, bevor sich ein schiefes Grinsen auf ihrem asymmetrischen Gesicht zeigte. »Ach, du bist es. Hast es wieder eilig, von uns wegzukommen, ja?« Ein breiter sächsischer Akzent spülte jedes ihrer Worte weich.

Verlegen senkte Andreas den Blick, doch er schämte sich nicht allzu sehr. Alle Mitarbeiter des Tierheims wussten um seine Schwierigkeiten und akzeptierten sie. Gerade Mandy machte es ihm leicht, sich aus der Affäre zu ziehen, ohne sich dumm vorzukommen. Er mochte die vierschrötige Tierpflegerin, die eine süße Frucht in einer rauen, wenn nicht gar hässlichen Schale darstellte.

»Nicht von euch«, murmelte Andreas leise. »Aber du weißt ja, wie es ist...«

»Klar, weiß ich«, lächelte Mandy und entblößte ihre winzigen Mausezähne. »Hast du Lust auf Besuch am Wochenende? Oder ist dir eher danach zumute, dich zu verkriechen?«

»Letzteres«, erwiderte er. »Läuft im Moment nicht so gut.«

»Das tut mir leid. Dann sehen wir uns nächste Woche.« Mandy gab Andreas einen Klaps auf die Schulter. »Lass dich nicht unterkriegen.«

Zum Abschied machte sie sich lang und drückte ihn kurz, aber herzlich an sich. Es war ihr ganz persönliches Ritual. Kein leeres Gerede. Keine guten Wünsche, die sich nicht realisieren ließen. Stattdessen eine Spur Menschlichkeit, die Andreas guttat.

In seiner mit Staub und Heu besudelten Arbeitskleidung verließ er das Tierheim und ging mit weichen Knien in Richtung Haltestelle. Dort angekommen setzte er sich auf die Bank, stützte das Kinn auf die Hände und sammelte Kräfte.

Etwas in ihm wollte zu Fuß nach Hause gehen. Zehn Kilometer Fußmarsch gen Nordwesten erschienen ihm verführerischer als eine Fahrt mit dem überfüllten Linienbus. Den Rest der Strecke, den er in der U-Bahn hinter sich bringen musste, konnte er noch weniger leiden. Aber es gehörte dazu, dass er sich dem stellte. Er war sich selbst verpflichtet. Sein ganzes Leben war Training. Manchmal kam es ihm vor, als würde er keinen Schritt vorwärtskommen.

Zum Glück gab es Menschen, die ihn unterstützten. Es waren nicht genau die Personen, deren Hilfe er sich wünschte. Es waren auch nicht so viele, wie er brauchte, doch er wollte sich nicht beschweren. Auf seine neue Hausärztin war Verlass. Sein Therapeut arbeitete gewissenhaft mit ihm und hielt ihn mit einer Mischung aus Motivation, Verständnis und Tritten in den Hintern auf Trab.

Der Leiter des Tierheims, in dem Andreas seit fast einem Jahr als Praktikant und Ehrenamtlicher arbeitete, war ebenfalls zu einer wichtigen Anlaufstelle für ihn geworden.

Mandy war das, was einer Freundin am nächsten kam. Eine liebe Kollegin und eine Frau, die ihrerseits einige Hürden hatte nehmen müssen und insofern als gutes Vorbild diente. Dass sie mit ihrer übergroßen Nase, den deformierten Gesichtszügen und der unförmigen Gestalt keine Schönheit war, störte Andreas nicht. Sie hatte trotz ihrer manchmal ruppigen Art ein gutes Herz. Das war alles, was ihn interessierte.

Es tat Andreas leid, dass er ihr für dieses Wochenende abgesagt hatte. Normalerweise mochte er es, wenn sie zu Besuch kam, aber er war erschöpft und brauchte Zeit für sich allein. Oder zumindest etwas anderes als das, was Mandy ihm geben konnte.

Als der Bus um die Ecke kam, verengte Andreas die Augen und zwang sich zum Aufstehen. Der Magen kletterte ihm in die Speiseröhre, während er die Hand um seine Monatskarte klammerte und einstieg. Automatisch suchte er nach einem isolierten Sitzplatz, doch er hatte kein Glück. Zu viele Passagiere bevölkerten das nach alten Polstern und Döner Kebab riechende Gefährt.

Den Würgereiz hinunterschluckend lehnte Andreas sich an ein Fenster nahe dem Ausstieg und betete, dass die Fahrt schnell zu Ende ging. Ihm war bewusst, dass diese Gedanken falsch waren und allem widersprachen, was man ihm in den harten Wochen der Verhaltenstherapie eingehämmert hatte. Unterdrücken konnte er sie dennoch nicht.

Andreas' Therapien waren alle miteinander schmerzhaft, schweißtreibend und noch nicht abgeschlossen. Er zweifelte, dass sie je ein Ende finden würden. In allen Phasen der Behandlung hatte er gelitten und sich gequält. Aber nichts war so schlimm gewesen wie die Wochen in der Christoph-Dornier-Stiftung in Münster, in der man den Griff seiner Erkrankung mit Gewalt aufgebrochen hatte, um ihm die Freiheit zurückzugeben.

Er wollte nicht daran denken. Nicht jetzt. Jetzt war nur wichtig, sich daran zu erinnern, was er gelernt hatte: dass jede Panikattacke früher oder später auf natürlichem Wege ein Ende fand. Dass ihm nichts passieren konnte, egal, was sein Geist behauptete.

Andreas ging in sich und erinnerte sich an all die Regeln, die ihm auferlegt worden waren. Nicht auf die Uhr starren, um die Zeiger auf ihrer Reise zu beobachten. Keine Sicherheitsfaktoren nutzen wie Dinge, an denen man sich festhalten konnte. Sich nicht umsehen, ob er jemanden im Bus kannte, um innerlich Halt an ihm zu suchen. Sich durch nichts – gar nichts – ablenken. Nicht durch Musik, nicht dadurch, dass er den Hamburger Fahrplan auswendig lernte oder sich auf die Häuser konzentrierte, die sie passierten. Nicht innerlich Lieder singen oder in eine bessere Welt träumen. Körperlich und gedanklich im Bus bleiben. Die Angst kommen lassen. Und sie aushalten, wenn sie von ihm Besitz ergriff. Jedes Mal ein Stück Fegefeuer.

Ein Krampf toste durch seinen Körper. Erfasste zuerst den Magen und anschließend in Windeseile den Kopf und damit den Verstand. Jedes Mal dasselbe; manchmal stärker, manchmal erträglicher. Die Symptome fielen hinterrücks über ihn her. Sie kamen immer aus der Richtung, aus der er sie am wenigsten erwartete. Sein eigenes Selbst arbeitete gegen ihn und wollte ihn scheitern sehen.

Der Bus rumpelte über eine Bodenwelle. Andreas' Hand zuckte empor und umfasste das Gestänge. Sah man ihm an, dass ihm der Schweiß über den Rücken lief, wie sehr er kämpfen musste?

Je länger er mit seiner Krankheit zu tun hatte, desto mehr missfiel ihm die Vorstellung, bei seinem Martyrium beobachtet zu werden. Er führte Krieg gegen sich selbst. Da konnte er auf dumme Sprüche oder abschätzige Blicke verzichten. Es war schlimm genug, dass sein Geist im Hintergrund tausendundeine Todesart ersann. Ein Szenario jagte das nächste. Einige lagen im Bereich des Möglichen – Unfälle, geplatzte Reifen, ein eingeschlafener Fahrer –, andere hatten mehr mit Hollywood als mit der Realität zu tun.

Allen Vorstellungen war gemein, dass sie Andreas Angst machten. Er fürchtete nicht, verletzt zu werden oder in eine unangenehme Situation zu geraten. Er fürchtete zu sterben.

»Keine halben Sachen«, wie eine Leidensgenossin in der Klinik traurig-spöttisch zu ihm gesagt hatte. Sie musste es wissen. Sie war zwanzig Jahre älter als Andreas und lebte doppelt so lange mit der Krankheit, die sie teilten.

Seine Kehle wurde zum Nadelöhr, durch das nicht genug Sauerstoff strömte. Seine sich zu schnell hebende und senkende Brust war taub, als er die ersehnte Haltestelle erreichte. Erst die Hälfte des Wegs war geschafft.

Als die Türen des Busses mit einem hydraulischen Zischen aufsprangen, stolperte Andreas gesenkten Kopfes auf den Bürgersteig. Er fühlte sich elend. Sein Blick glitt in der Hoffnung auf ein Wunder über das Schild der Haltestelle. Wie dankbar wäre er, wenn dort bereits der Name der U-Bahn-Station stünde, die in der Nähe seiner Wohnung lag.

Aber noch standen ihm siebzehn endlose Minuten Fahrt in der schlecht gelüfteten U-Bahn, rund ein Kilometer Fußmarsch und nicht zuletzt das Überwinden von genau 72 Stufen bevor. Er hätte seine Seele gegeben, wenn die Wohnungstür auf mysteriöse Weise ein paar Kilometer in seine Richtung gerückt wäre.

Ein Anflug von Panik erfasste ihn, als er die Treppe zur Bahn hinabstieg. Wieder war er versucht, den restlichen Weg zu Fuß zurückzulegen. Er wusste leider, dass er diese Ausflucht am Ende des Tages notieren musste. Und das wollte er nicht.

Andreas' erster Impuls war, die Angst beiseitezuschieben, wie er es früher getan hatte. In der Hoffnung, dass sie verschwinden würde, wenn er sie ignorierte. Das konnte funktionieren, war aber nicht der richtige Weg. Stattdessen musste er sich der Situation stellen, die ihm Angst machte, und mit ihr sämtlichen Reaktionen, die sie ihm entlocken mochte.

Mühsam fasste er sich ein Herz. Seine Schultern strafften sich, als er die restlichen Stufen überwand und sich mental der Bahn stellte, die rumpelnd einfuhr.

Du hast das schon hundert Mal getan, erinnerte er sich stumm. Steige ein, setz dich hin und lass dich nach Hause bringen.

Trotz allen guten Zuredens war der Augenblick, in dem er den Fuß in den Innenraum der U-Bahn setzte, für ihn gleichbedeutend mit einer Injektion unbekannten Inhalts. Die Flüssigkeit, die in seine Venen strömte, konnte harmlos sein, aber genauso ein tödliches Gift enthalten. Andreas war, als würde er Russisches Roulette spielen und sich entgegen jeder Vernunft einem unnötigen Risiko aussetzen.

Die Bahn fuhr an. Die Räder kreischten auf den Schienen. Für Andreas klang es, als würden Todesengel über ihm kreisen und sich an seiner Angst weiden. Seine Fingernägel hinterließen rote Striemen auf der empfindlichen Haut des Oberarms.

Wenn der Zug nach oben fährt, wird es dir besser gehen, beschwor er sich und wusste, dass er nicht auf diese Weise denken durfte. Wie setzte man sich gegen etwas zur Wehr, das fast jeder Mensch in seiner Situation getan hätte? Viele Leute fühlten sich im Erdboden unwohl und der Übergang zwischen einer verständlichen Angst und einer Phobie war manchmal kaum zu erkennen.

Andreas zwang seinen Körper, einen Sitz anzusteuern. Er starrte aus dem Fenster ins Dunkel und wartete auf das Licht. Als es so weit war, sauste es in seinen Ohren. Das kannte er schon. Die Angst fand immer einen Weg, auf sich aufmerksam zu machen. Die Schönheit der Hamburger Fassaden in der Sonne bemerkte er kaum. Weder interessierte ihn das Treiben der Passanten noch das Frühlingserwachen der Stadt. Zu feindlich erschien sie ihm in diesem Moment.

Der Rückweg fiel ihm an diesem Tag nicht schwerer als sonst, vielleicht sogar leichter. Trotzdem war er anstrengend, die Fahrt mit der U-Bahn endlos. Entsprechend schnell wurde Andreas, als er aus dem Waggon aussteigen und die Haltestelle hinter sich lassen konnte. Nur fort von den sich gegenseitig anrempelnden Menschen, der Frau mit dem Yorkshire Terrier, den beiden Kindern, die sich um ein Kaugummi stritten, und allen, die ihm im Weg standen.

Bis zu einem gewissen Punkt war Andreas erleichtert. Nun war es nicht mehr weit. Als er die ersten Häuser des alten Stadtteils hinter sich ließ, begann es ihm besser zu gehen. An seiner Erschöpfung änderte sich nichts, doch er fühlte sich bedeutend wohler in seiner Haut, als die Sonne seine Jacke aufheizte und er sicheren Schritts der Querstraße zustrebte, in der er zu Hause war.

Überraschend ruhig wechselte er die Straßenseite; ohne das Bedürfnis, sich an parkenden Autos oder Häuserwänden festzuhalten. Während er über einen feuchten Rinnstein sprang, dachte er an frühere, dunklere Zeiten und war für ein paar Sekunden zufrieden mit sich. Ein wenig Freiheit hatte er sich erkauft, aber der Preis...

Der Gedanke wich aus seinem Kopf, als er in der Ferne das grellgelbe Schild des Supermarkts auftauchen sah. Augenblicklich sackten seine Schultern in sich zusammen. Bis jetzt hatte er erfolgreich verdrängt, dass er noch einkaufen musste. Seit zwei Tagen schob er es vor sich her und mittlerweile bevölkerten nur noch ein Glas Senf und zwei Flaschen Wasser seinen Kühlschrank.

Unfair, jammerte es in ihm. Du hast genug geleistet. Warum kannst du dir nicht an jedem Tag des Wochenendes Pizza kommen lassen?

Weil er dann das Einkaufen vermieden hätte. Darum ging es in seiner ganzen Existenz: Vermeidung und die Entkräftung aller einschränkenden Automatismen. Natürlich konnte er überleben, indem er sich von Lieferdiensten versorgen ließ. Arbeiten musste er nicht, denn gewisse Absprachen mit seinen Eltern sicherten ihn finanziell ab. Aber man hatte ihm nachdrücklich bewusst gemacht, dass er etwas tun musste, um eines Tages frei zu sein. Dazu gehörte, dass er sich nicht zurückzog, sondern vorwärts ging – nicht rückwärts in die Isolation. Er tat sich keinen Gefallen, wenn er schummelte und sich selbst betrog.

»Nur das Nötigste«, sagte Andreas halblaut. Essen und Getränke für drei Tage. Besser für vier, damit er Montag nicht gleich wieder einkaufen musste. Vielleicht sollte er heute gar nichts essen und bis morgen warten? Oder später in den Laden gehen?

Aber er kannte sich. Wenn er freitagmittags in seiner Wohnung angekommen war und es sich gemütlich gemacht hatte, würden ihn keine zehn Pferde mehr aus dem Haus bringen.

Supermärkte waren und blieben ein rotes Tuch für Andreas. Das Einkaufen war weniger problematisch als das Anstehen an der Kasse hinterher. Es widerte ihn an, von vorn und hinten eingekesselt zu sein, sodass er nicht fliehen konnte. Je länger die Schlange, desto größer die Tortur.

In dem Gefühl, dass ihm nur sehr wenig von seiner Energie geblieben war, schlurfte Andreas auf den Supermarkt zu. Er hasste die langen Reihen von Einkaufswagen, die wie Kettenhunde darauf warteten, ihm in die Waden zu beißen.

Eintreten, einen Wagen mitnehmen, sich durch die Sicherheitstüren schieben. Mittlerweile vertraut und doch fremd und unangenehm. Andreas wollte nach Hause. Die langen Reihen mit Lebensmitteln verlockten ihn nicht. Doch die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass er nach einer harten Woche spätestens am Samstag Heißhunger bekam. Sein Körper gierte nach der Kraft, die ihm abhandengekommen war. Angst haben war anstrengend. Und es half, sich mit leckeren Sachen vollzustopfen und zu wissen, dass man das Sofa fürs Erste nicht verlassen musste.

Andreas achtete streng darauf, jeden einzelnen Gang abzuschreiten. Wahllos warf er Verpackungen in den Einkaufswagen. Alles, was interessant und nach Nahrung aussah, sammelte er ein, bis er die Grenze dessen, was er tragen konnte, erreicht hatte. Von einem System konnte keine Rede sein. Er baute dennoch darauf, dass er es dieses Mal schaffte, ausschließlich für den menschlichen Verzehr geeignete Waren heimzutragen. Mehr als einmal war es ihm in der Vergangenheit gelungen, blindlings eine Dose mit Katzenfutter einzupacken. Das Tierheim hatte sich gefreut. Was er mit den gefrorenen Tintenfischringen anfangen sollte, die seit zwei Jahren in seinem Eisfach lagen, wusste er hingegen nicht.

Die Menschenschlange an der Kasse dünnte aus, während Andreas ein paar Wasserflaschen einpackte. Dankbar machte er sich auf den Weg und schielte nervös nach hinten, ob sich jemand näherte, der ihm den Platz streitig machen wollte. Seine Finger zitterten, als er die Waren auf das Fließband räumte. Er bückte sich nach den Plastiktüten und bereute es, als sein Magen sich zusammenkrampfte.

Für eine Sekunde war er überzeugt, dass er sich im nächsten Augenblick erbrechen würde; mitten zwischen die Kassen. Automatisch irrte sein Blick zu den Schiebetüren. Der Zeitraum zwischen dem Jetzt und dem Verlassen des Ladens schien elendig lang. Aber er hatte es fast hinter sich und würde jetzt nicht aufgeben. Er wollte es schaffen.

Wie altes Kaugummi bewegte sich das Fließband vorwärts, die Verkäuferin erwies sich als Schnecke und überhaupt kam es Andreas vor, als hätte sich die ganze Welt gegen ihn verschworen. Seine Züge waren wie versteinert, als seine Einkäufe endlich über den Scanner gezogen wurden und er die Kreditkarte auf den Tresen legte. Auf den Preis achtete er nicht. Wenn die Verkäuferin ihm einen fünfstelligen Betrag in Rechnung gestellt hätte, wäre es ihm entgangen.

Eilig landeten die Lebensmittel in ihren Tüten. Ein Joghurtbecher ging zu Bruch. Andreas kümmerte sich nicht darum. Er schaffte es selten, alles heil aus dem Supermarkt zu bringen.

Die Freiheit lockte. Schwer beladen ließ Andreas die sterilen Gänge, bissigen Einkaufswagen und quälenden Werbedurchsagen hinter sich und war halbwegs zufrieden. Nur noch ein paar Hundert Meter musste er überwinden. Er konnte das vierstöckige, liebevoll restaurierte Gebäude im Schatten der Speicherstadt bereits sehen. Die roten Ziegelsteine erzählten die Geschichten vergangener Zeiten, während die moderne Dachkonstruktion einen optischen Kontrapunkt setzte. An einer aus Bronze gegossenen Skala an der Front konnte man ablesen, wie hoch das Wasser der Elbe bei vergangenen Unwettern gestiegen war.

Innerlich ließ Andreas den Tag Revue passieren, während er die Tüten in Richtung Haustür schleppte. Am Morgen war es ihm schwergefallen, aus dem Bett zu kommen und das Haus zu verlassen. Um ein Haar hätte er sich krankgemeldet. Der Weg ins Tierheim hatte sich als Desaster erwiesen. Zwei Mal war er unterwegs aus der U-Bahn gesprungen, nur um am Ende doch anzukommen. Die Arbeit selbst ging erstaunlich gut von der Hand, der Rückweg ebenso. Der Einkauf... nun, er würde sehen, wie gedankenlos und hektisch er gewesen war, wenn er auspackte.

Andreas biss sich auf die Unterlippe. An guten Tagen konnte jeder gewinnen. Sich an schlechten Tagen zu besiegen, war die wahre Kunst.

Nachdem die mit Butzenscheiben versehene Haustür hinter ihm ins Schloss gefallen war, atmete er zum ersten Mal an diesem Tag tief durch. Die hölzernen Treppenstufen lagen vor ihm wie die Pforte zum Himmelreich. In Andreas' Augen war die geräumige Wohnung in der obersten Etage wirklich ein kleines Paradies. Sein persönlicher Schutzbunker und der einzige Ort, an dem er er selbst sein konnte. Dass dieser Ort ausgerechnet im vierten Stock eines Gebäudes ohne Fahrstuhl liegen musste, war eine andere Sache.

Ein paar Minuten später fiel auch die Flügeltür zur Wohnung zu. Vertraute Gerüche und Konturen begrüßten ihn und verlockten dazu, die Einkäufe hier und jetzt zu Boden fallen zu lassen. Ein letztes Mal für dieses Wochenende riss Andreas sich zusammen und ging in die modern eingerichtete Küche, um auszupacken. Als der Kühlschrank voll war, fragte er sich leise lächelnd, was er sich dabei gedacht hatte, eine Backmischung für Quarkkuchen einzukaufen.

Achtlos zerknüllte er die Einkaufstüten und betrat das gewaltige Wohnzimmer, das einzig durch eine dünne Schiebetür vom Schlafbereich abgetrennt war. Die mit Büchern und DVDs bestückten Wände im hinteren Teil gaben dem Raum etwas Heimeliges und erinnerten ihn an sein altes Zimmer in der Villa seiner Eltern.

Ein wenig verloren irrte sein Blick über die Möbel und blieb an der Tür zur Dachterrasse hängen. Andreas roch nach Heu und musste eigentlich dringend duschen, aber er hatte keine Lust. Stattdessen zog es ihn nach draußen. Die Dachterrasse, die höher lag als die umliegenden Gebäude und somit nicht eingesehen werden konnte, war der Hauptgrund, warum Andreas sich in diese Wohnung verliebt hatte. Von seinem Liegestuhl oder der Hängematte aus konnte er über die Dächer Hamburgs bis zum Hafen sehen. Manchmal stand er stundenlang an der Brüstung und genoss es, im Freien zu sein. Ein kleiner Sieg, er machte ihn jedoch nicht glücklich.

Drei Jahre nachdem er unter hässlichen Umständen das Elternhaus verlassen und sich in die Psychiatrie begeben hatte, fühlte er sich immer noch unzulänglich und klein. Ihm war bewusst, dass er an dieser Einstellung arbeiten musste, aber es war hart, auf sich selbst stolz zu sein, wenn niemand anderes seine Triumphe registrierte.

In die leere Wohnung zu kommen, tat jedes Mal weh. Niemandem erzählen zu können, wie sehr er gekämpft hatte, um am Ende zu siegen, ebenso. Das Alleinsein schmerzte über alle Maßen. Dass nie jemand da war, an den er sich anlehnen konnte. Dass nie jemand sagte: »Das hast du gut gemacht.«

Natürlich teilten seine behandelnden Ärzte und Therapeuten ihm mit, was sie von seinen Fortschritten hielten. Doch ihr Interesse war professioneller Natur. Für Andreas fühlte es sich an, als würde er ihr Lob kaufen. Er oder die Krankenkasse.

Verbissen zerrte er an dem Gummiband, das seine nur schulterlangen Haare zusammenhielt. Vor fast zwei Jahren hatte er im Zuge eines Anfalls von Verwandlungswut den Langhaarschneider genommen und seine Mähne abrasiert. Es hatte nur drei Minuten gedauert, bis er sein Treiben bitter bereute.

Andreas räusperte sich und versuchte, sich davon zu überzeugen, dass er für sich selbst und für die Tiere, die von seiner Fürsorge abhängig waren, gute Arbeit geleistet hatte.

Das Wochenende war verdient. Lange schlafen, fernsehen, am Computer spielen, gut essen, träumen. Seit Montagmorgen hatte er auf diesen Augenblick gewartet. Jetzt, wo er da war, fühlte Andreas sich erbärmlich. Weder war er aufrichtig stolz auf sich, noch war er glücklich. Nur sehr allein.

Am Ende ging er doch zuerst duschen. Nicht weil er sich schmutzig fühlte oder weil es keine gute Idee war, mit dreckiger Kleidung in der Wohnung herumzulaufen. Er duschte, weil er unter dem heißen Wasserstrahl wunderbar weinen konnte und weil sich das Strömen der Dusche wie eine Umarmung anfühlte, wenn man fest genug die Augen schloss.

### Kapitel 2

Es mochte eine Zeit gegeben haben, in der Andreas das Verstreichen der Wochentage nicht kümmerte. Eine Zeit, in der er sich ohne Sinn und Struktur von einem Tag zum nächsten geschleppt hatte; egal, ob Montag oder Freitag, Sommer oder Winter, Tag oder Nacht war. Damals hatte er sich nicht vorstellen können, welchen Wert das Wochenende für einen Normalsterblichen hatte. Heute wusste er es.

Mit den Gedanken bei der Tagesplanung warf Andreas den leeren Tablettenblister in Richtung des übervollen Mülleimers. Die Pillen verschwanden ohne Zugabe von Flüssigkeit in seinem Rachen. Längst hatte er sich daran gewöhnt, sie einnehmen zu müssen. Er tat es sogar gern, denn sie trugen dazu bei, dass er sich besser fühlte.

Die Kücheninsel amerikanischer Bauart war klebrig. Er hatte am Vorabend versucht, aus dunkel gewordenen Bananen, Äpfeln und Dosenobst einen Fruchtdrink zu kreieren – natürlich mit einem Schuss Rum, den er wegen der Psychopharmaka eigentlich nicht trinken sollte. Doch an diese Vorgabe hielt Andreas sich selten. Abgesehen davon, dass er schneller betrunken wurde als früher, spürte er nie Nebenwirkungen.

Der fruchtige Drink hatte ihm geschmeckt, das Massaker, das er mit Mixer und Bananenschalen in der Küche angerichtet hatte, weniger. Die guten Zeiten, in denen andere hinter ihm aufgeräumt hatten, waren vorbei. Heute war er selbst dafür verantwortlich, wie es in seiner Wohnung aussah. Das bedeutete im Umkehrschluss, dass gerade die Küche nicht selten den Eindruck machte, als sei eine Horde Vandalen durch sie hindurchgetobt.

Skeptisch blickte Andreas sich in dem quadratischen Raum um. Die schwarz-weiß gemusterten Arbeitsflächen wirkten sauber, aber der Eindruck täuschte. Das Muster machte den Schmutz nur unsichtbar.

Die Spülmaschine stand halb offen und enthielt Geschirr, das in den Schrank geräumt werden wollte. Ein paar kleinere Wollmäuse krochen um die Beine der verchromten Barhocker. Das schwarze Kochfeld war verschmiert, die Fenster von einer feinen Schicht Staub bedeckt, in die der Regen der vergangenen Wochen verschlüsselte Botschaften geschrieben hatte.

In dem Wissen, dass es in der restlichen Wohnung nicht besser aussah, unterdrückte Andreas ein Stöhnen. Unter der Woche hatte er das Putzen aufgeschoben. Warum sollte er nach einem harten Morgen im Tierheim zu Hause weiterschuften, wenn er am Wochenende Zeit hatte? Nur hatte er dummerweise auch heute keine Lust, das Klo zu putzen oder seine gewaschenen Socken zusammenzulegen. Das Wochenende war schließlich kurz genug. Besonders, wenn man bis zum Mittag geschlafen hatte, weil der Stress der letzten Tage nach Wiedergutmachung verlangte.

Wie sagte Köninger immer so schön? Ab und zu soll man sich belohnen. Gemäß dieser Weisung ließ Andreas Schwamm und Wischmopp links liegen und läutete das Wochenende ein.

Jochen Köninger war der Therapeut, der ihn seit der Entlassung aus der Psychiatrie betreute. Andreas mochte den hageren Mittvierziger recht gern, auch wenn ihn dessen Unart, ihm ungerührt unangenehme Wahrheiten an den Kopf zu werfen, oftmals auf die Nerven ging.

»Bei dem Wetter sollte man eh nicht im Haus herumsitzen«, sagte Andreas laut in die Stille hinein und musste fast lächeln. Er hatte zehn Jahre lang im Haus festgesessen. Gehalten von unsichtbaren Drähten und Ketten, die ihm den Atem nahmen. Wer hätte je gedacht, dass der Tag kommen würde, an dem es ihn freiwillig nach draußen zog?

Entschlossen, den Tag auf faule Weise zu verbringen, wühlte Andreas in den Untiefen seiner bestens gefüllten Küchenschränke nach einem Tablett. Er würde sich ein paar gemütliche Stunden auf der Dachterrasse gönnen und hinterher sehen, wohin der Wind ihn trug.

Wenige Minuten später schob Andreas mit dem Ellenbogen die Glastür zum Dach auf. Auf seiner Nase hing schief eine Sonnenbrille. Die Sonnencreme, die es angesichts der ungewöhnlich hohen Temperaturen in diesem Mai brauchte, brachte das Gestell ins Rutschen. Eine in Fetzen hängende Blue Jeans schlotterte um Andreas' Knie, zeigte gebräunte Beine und am linken Oberschenkel den Ansatz seiner roten Shorts. Auf ein Oberteil hatte er verzichtet.

Andreas mochte es, wenn die Sonne seine bloße Haut berührte und ihm ermutigend einflüsterte, dass es gut und richtig war, sich unter der Woche durch den strengen Therapieplan zu quälen. Früher war es ihm nicht möglich gewesen, faul in der Sonne zu liegen und sich dabei wohlzufühlen. Heute gehörte dieser Zeitvertreib zu seinen Lieblingsbeschäftigungen.

Das Tablett in Andreas' Händen beherbergte neben ein paar kalorienreichen Leckereien und Getränken ein gutes Buch und seinen MP3-Player. Ohne Zögern steuerte er auf die blaugrün gestreifte Hängematte zu, die auf der Südseite der Terrasse in ihren Stützen hing. Umsichtig stellte er das Tablett ab, bevor er sich mit einem Seufzen in den von der Sonne aufgewärmten Stoff fallen ließ. Eines seiner Beine landete halb über dem Rand, während die Hängematte knarrend schaukelte und schließlich zum Stillstand kam.

Wohlig reckte Andreas sich und schob die Sonnenbrille an ihren Platz. Der blaue Himmel über ihm bekam einen Grünstich. Das Weiß der Schäfchenwolken verwandelte sich in farbintensives Grau. Ein Hauch von Hafengeruch wehte ihm um die Nase, als er die Arme hob und sich wie eine Katze auf der Fensterbank rekelte.

Samstag war der mit Abstand entspannteste Tag der Woche für ihn. Die Arbeitstage kosteten ihn stets viel Kraft und Überwindung, der Sonntag wurde durch die Aussicht auf den nächsten Tag verdorben. Doch samstags konnte er lange schlafen und sich faul in seinen Decken herumrollen. Nutzlos Zeit vergeuden, träumend an der Brüstung stehen und die Fassaden der Speicherstadt bewundern.

Lesen, chatten, manchmal telefonieren. Wenn der Drang nach Körperlichkeit zu groß wurde, Pornos gucken und onanieren, bis es ihn vor Lust schüttelte. Alles in dem Wissen, dass der nächste Tag frei war und nichts von ihm erwartet wurde.

Fest entschlossen, sich nur zu bewegen, wenn er dem Ruf der Natur folgen musste, schloss Andreas die Augen. Eine sanfte Brise kitzelte ihn im Gesicht und strich über seine Brust, während er mit den Zehen an den bunten Fransen der Hängematte spielte.

Er liebte sein neues Zuhause. Die Dachterrasse zog sich halb um das Gebäude, rahmte die gesamte Südseite und je die Hälfte der Ost- und Westseite ein. Nur von Andreas' Wohnung aus konnte sie betreten werden. Der Boden war mit dunklen Holzbohlen ausgelegt, während die modern gestaltete Brüstung silbern im Licht schimmerte. Es gab kleine Haken für Blumenkörbe im Gestänge, doch auf solcherlei Gestaltung hatte Andreas bisher verzichtet. Blumen bedeuteten nur zusätzliche Arbeit.

Einzig mit der Hängematte und einem vereinsamten Liegestuhl bestückt blieben etliche Quadratmeter der Terrasse ungenutzt, doch das störte ihn nicht. Ganz im Gegenteil: Andreas mochte die Weite um sich herum. Das Gefühl, sich frei bewegen zu können, hatte ihm in der Villa seiner Eltern stets gefehlt.

Er schluckte beim Gedanken an seine Familie. Das Verhältnis der von Winterfelds war schwierig. Drei Jahre waren verstrichen, seitdem Andreas ausgezogen war. An der grundlegenden Familiensituation hatte sich seither nicht viel geändert.

Er war immer noch der Erbe des Konzerns, in den alle Hoffnungen gesetzt wurden. Sein Vater glaubte nach wie vor, dass Zuneigung und Geld dasselbe waren, und über seine Mutter dachte Andreas nicht gerne nach. Obwohl ihm fast wöchentlich der Kopf zurechtgerückt wurde, lebte er tagtäglich mit dem Gefühl, seine Familie zu enttäuschen.

Die hässlichen Szenen, zu denen es gekommen war, als er mit der Hilfe seines damaligen Lehrers Dr. Schnieder den Weg in die Psychiatrie fand, würde er wohl nie vergessen.

Meistens kam Andreas gut mit den wenigen Begegnungen der Familie zurecht – oder zumindest redete er sich das ein. Aber dann wieder gab es Augenblicke, in denen er den Verstand zu verlieren glaubte. Momente, in denen er seinen Kopf an die Wand knallen wollte, damit es darin nicht mehr wummerte und pochte. Oft lösten Kleinigkeiten wilde Wut, Verzweiflung und Angst in Andreas aus. Noch öfter wusste er nicht, wer von ihnen verrückt war. Er, weil er das Verhalten der Eltern mittlerweile eigenartig fand, sein Therapeut, weil er Andreas klarmachen wollte, dass das Ehepaar von Winterfeld selbst schlimme Probleme hatte oder seine Eltern, die fast alles, was Therapeut oder Arzt sagten, für Humbug hielten. Das ewige Tauziehen zwischen Verantwortung und dem Wunsch nach Eigenständigkeit, Fortschritten und mangelnder Anerkennung, Schuld und Vorwürfen zermürbte Andreas. Und bei jeder Begegnung mit seinen Eltern spürte er deutlicher, wie enttäuscht er von ihnen war.

An seinen 23. Geburtstag vor zwei Wochen erinnerte Andreas sich zum Beispiel gar nicht gern. Sie hatten ihn nicht vergessen. Dabei wäre es ihm sogar lieber gewesen, wenn sie ihn aus ihrem Gedächtnis gestrichen hätten.

Richard von Winterfeld hatte ihm eine E-Mail mit einem hechelnden Golden Retriever geschickt und Geld auf Andreas' Girokonto überwiesen. Ein Konto, das mit den Erträgen der Aktienfonds gefüllt wurde, die sein Großvater ihm zu seinem achtzehnten Geburtstag überschrieben hatte. Geld war das Letzte, worum er sich Sorgen machen musste. Seine laufenden Kosten waren zu vernachlässigen, denn seine Eltern hatten ihm die Wohnung selbstverständlich gekauft. Die von Winterfelds zahlten keine Miete, wenn sie selbst Eigentümer sein konnten. Überhaupt waren seine Eltern nach wie vor mehr als willig, Andreas alles zu kaufen, was er sich wünschte. Dafür gab es auch abgesehen von ihrem schlechten Gewissen gute Gründe.

Lange Zeit hatte Andreas nicht gewusst, wie die Rechtsverhältnisse im Winterfeld-Konzern aussahen. Heute war er besser informiert,

wusste, dass er auf einem schrägen juristischen Wege bereits Teilhaber war und die Firma ohne seine ausdrückliche Zustimmung nicht verkauft werden konnte. Das hatte sein Großvater sichergestellt, bevor er sich aus dem täglichen Arbeitsleben zurückzog. Im Grunde wartete der Konzern nur auf Andreas' Bereitschaft, nach ihm zu greifen. Und wer das Unternehmen kontrollierte, besaß die Macht über die Finanzen. Ja, seine Eltern wussten, warum sie großzügig waren.

Margarete von Winterfeld hatte darauf verzichtet, Andreas Geld zu überweisen, das er nicht brauchen konnte. Stattdessen hatte sie ihm scheu einen hohen Gutschein eines renommierten Reisebüros überreicht. Damit er mal aus dem Haus käme. Das wäre doch sicherlich in seinem Sinne. Angesichts der von türkisblauen Ranken umrahmten Geschenkkarte wären Andreas beinahe die Tränen gekommen. Da kämpfte er wie ein Löwe, um den Alltag zu bewältigen, wusste abends kaum, wie er ins Bett kriechen sollte, und seine Mutter glaubte, er könne verreisen. Die Einladung zum Essen in einem teuren, französischen Restaurant hatte er ebenfalls ausschlagen müssen. Er war zu aufgewühlt gewesen.

Von seinem Großvater war Andreas ein weiteres Geldgeschenk ins Haus geflattert. Allerdings hatte der alte von Winterfeld sich die Mühe gemacht, zusätzlich ein paar seltene Buchbände über ägyptische Ausgrabungen zu besorgen. Diese Fotobände bedeuteten Andreas mehr als alles Geld zusammen. Sie zeigten ihm, dass sein Großvater sich an ein lang zurückliegendes Gespräch erinnerte.

Damals in der Klinik... da war Gustav von Winterfeld der Erste gewesen, der ihn besuchen kam. All die Schrecken... und das fremde Zimmer... die Panik.

Etwas krampfte sich schmerzhaft in Andreas' Brust zusammen und trieb ihm die Feuchtigkeit in die Augen. Nicht viel später brachen Tränen unter dem Rand der Sonnenbrille hervor und rannen über sein Gesicht. Er wischte sie nicht ab und versuchte nicht, seinen Gefühlen Einhalt zu gebieten.

Andreas hatte in den vergangenen Jahren genug geweint, um das Hamburger Hafenbecken zu füllen. Anfangs war es ihm peinlich gewesen, dass er sich bei jeder Gelegenheit in einen menschlichen Springbrunnen verwandelte. Viel gutes Zureden seitens seines Therapeuten und des Klinikpersonals sowie die Erfahrung, dass es half, sich richtig auszuweinen, hatten ihn eines Besseren belehrt.

Tränen waren das Wundsekret der Seele. Hielt man sie mit Gewalt zurück, vergifteten sie den Geist und streuten Krankheit in den Kosmos des Selbst. Zu weinen bedeutete, sich von einer Last zu befreien. Der Tränenfluss fungierte als Ventil. Und manche Menschen brauchten mehr Ventile als andere.

Meistens wollte er nicht zurückdenken. Nicht an seine Kindheit, Jugend und die vielen Augenblicke, in denen er sich zurückgestoßen gefühlt hatte. Auch an die Schrecken der Therapie erinnerte er sich nicht gern. Mittlerweile wusste er, dass dieses intensive Beschäftigen mit der Vergangenheit notwendig war. Erst wenn alle Ursachen ergründet, alle Auslöser gefunden waren, würde er frei sein. Leichter wurde sein Leben dadurch nicht.

Trotz der Sonneneinstrahlung erschauerte Andreas unwillkürlich. Sein Alltag verlief in strengen Bahnen. Manchmal glaubte er, an der Autobahnplanke des Therapieplans zu zerschellen.

Von Montag bis Freitag arbeitete er vier Stunden im Tierheim. Nicht nur, damit er sich langsam an ein geregeltes Arbeitsleben herantastete, sondern auch, um aus dem Haus zu kommen. Jeden Tag musste er sich zwei Mal mit Bussen und Bahnen herumärgern, die er auf den Tod nicht ausstehen konnte. Am Dienstag und Donnerstag hatte er Gesprächstherapie, in der seine Seele seziert wurde. Außerdem achtete Jochen Köninger streng darauf, dass Andreas sich an den Verhaltensplan hielt, den er nach dem Aufenthalt in Münster bekommen hatte.

Schocktherapie. Nicht im eigentlichen Wortsinn – keine Elektroschocks oder ähnlich martialische Methoden –, sondern eine Form von Konfrontation, die kein Ausweichen erlaubte. Andreas durchlebte heute noch Albträume von den Situationen, in die man ihn damals gezwungen hatte.

Um das Erfolgsniveau zu halten, musste er trainieren. Neben dem Praktikum und den damit verbundenen Fahrten sollte er selbst einkaufen, damit er Supermärkte und andere Geschäfte tatsächlich betrat. Er war angehalten, stets die größten Läden zu wählen; keinesfalls kleine Fachgeschäfte, in denen man schnell wieder an der Tür war. Außerdem hatte er alle Aufgaben des täglichen Lebens selbst zu meistern. Virtuelle Rathäuser oder Waren im Internet zu bestellen, statt sie im realen Geschäft abzuholen, war tabu.

Einmal in der Woche stand Sport in der Öffentlichkeit auf dem Stundenplan – schwimmen gehen, Fitnessstudio –, einmal musste er zum Essen ins Restaurant oder ins Kino gehen, einmal eine abendliche Aktivität hinter sich bringen. Meistens landete er in der Kneipe gegenüber, trank pflichtschuldig zwei Bier und war froh, wenn er wieder verschwinden konnte. Die Therapie bedeutete viel Stress für jemanden, der vor nicht allzu langer Zeit nicht in der Lage gewesen war, im Garten der Eltern schwimmen zu gehen.

Über alle Erfolge und Misserfolge musste Andreas Buch führen. Und ganz nebenbei, wenn er sich nicht dafür rechtfertigte, warum er schon wieder in das kleine Programmkino gegangen war statt in das gewaltige *Cinemaxx*-Center, musste er lernen, die Scherben seines Selbst zu einem wasserdichten Krug zusammenzusetzen. Er wusste nicht, welcher Vorgang schmerzhafter und anstrengender war. Wie damals, als...

Mann, lass es gut sein, ermahnte Andreas sich selbst, bevor er in finstere Erinnerungen abdriftete. Seine Tränen waren mittlerweile versiegt.

Missmutig verzog er den Mund. Er würde alles tun, um eine Wiederholung der Konfrontationstherapie zu verhindern. Zu sehr hatte er damals gelitten. In der fremden Stadt, die sie zum Trainingsparcours ernannten. Das hotelartige Gebäude, in dem die Patienten darauf warteten, ihren tiefsten Ängsten zu begegnen. Kein Klinikflair, nicht wie die Psychiatrie in Hamburg. Stattdessen hübsche Queensize-Betten, eine Dusche in jedem Zimmer, Minibar und Fernseher.

Andreas hatte es gehasst. Nicht weil man sich keine Mühe mit ihm gab oder er das Gefühl hatte, falsch aufgehoben zu sein. Nein, er hatte nur gehasst, mit ansehen zu müssen, dass bei einigen Patienten die Angehörigen blieben. Ehemänner und -frauen, die ihren Partnern beistanden und diese abends empfingen, wenn sie auf dem Zahnfleisch in ihr Zimmer krochen. Andreas war allein gewesen.

Die Erinnerungen ließen seine Hände zittern. Fahrig rückte er die Sonnenbrille zurecht und schob die dunklen Bilder endgültig von sich. Er stieß sich mit dem Fuß am Boden ab, sodass die Hängematte zu schwingen begann.

Ein freier Tag ohne Aufgaben und Stress lag vor ihm. Nur Sonne und über ihm der Himmel. Langsam beruhigte er sich, wurde träge. Eine Taube verirrte sich zu ihm auf die Terrasse, gurrte leise und verschwand misstrauisch, als er sich halb aufsetzte. Andreas schlang die Arme um die Knie und sah hinüber zum Hafen. Zwei Barkassen mit Touristen begegneten sich vor der Werft, in der ein rostiger Ozeanriese lag. Dahinter erhob sich die Silhouette eines weiteren Schiffes, das im Trockendock einen neuen Anstrich erwartete. Viele Menschen bewegten sich an den Landungsbrücken und schlenderten gen Speicherstadt.

Andreas konnte das Leben in der Stadt fast mit Händen greifen. In diesen stillen Momenten auf der Dachterrasse, wenn die Haut unter seinen Fingerspitzen samtweich und warm wurde und sein Oberkörper sich instinktiv der Sonne entgegen hob, glaubte er manchmal, dass alle Mühen einen Sinn hatten.

# Kapitel 3

Geschlaucht stolperte Sascha aus dem Schwimmbad, die Sporttasche kraftlos in der Hand. Was er sich dabei gedacht hatte, ausgerechnet montagabends zum Hochschulsport zu gehen, war ihm schleierhaft. Gerade in diesem Semester war sein Montag so mit Vorlesungen vollgestopft, dass er den ganzen Tag in der Universität verbrachte. Dazu kam abends das anstrengende Training, das ihm viel Kraft abverlangte. Als er zu Beginn des Studiums entschied, etwas für seinen Körper zu tun, hatte er Schwimmen als entspannende Alternative zu den schweißtreibenden Sportarten angesehen. Mittlerweile hatte ihn die Realität eingeholt: Schwimmen war verflixt anstrengend.

Die Luft vor der Halle schmeckte nach Gewitter. Elektrizität kroch über Saschas Haut und kribbelte in seinem Nacken. Die Bäume hinter den Fahrradständern wiegten ihre Äste gefährlich im Wind. Der Regen war nicht mehr fern.

Na danke, grummelte Sascha innerlich. Erst ein Vorlesungs-Marathon, dann zwei Stunden *Butterfly*-Technik und jetzt auch noch nass werden.

Halb erwartete er, zur Krönung des Tages sein Fahrrad mit platten Reifen vorzufinden. Oder gar nicht, was in der Vergangenheit auch schon vorgekommen war. Aber er hatte Glück. Das altersschwache Herrenrad, das er mithilfe einer roten Spraydose verziert hatte, stand geduldig an seinem Platz.

Bevor Sascha sich am Schloss zu schaffen machte, zog er das Handy aus der Hosentasche. Es schlief friedlich, was einzig dem Umstand zu verdanken war, dass er es am Morgen ausgeschaltet hatte. Saschas Handy schwieg selten.

Zu Hause oder jetzt? Meistens war es ihm lieber, zu Hause nachzusehen, wer ihn angerufen hatte. Aber manchmal bekam er SMS

von seinen Mitbewohnern, dass wichtige Dinge wie Salz oder Milch fehlten. Es wäre dumm, wenn er solche Nachrichten zu spät zu Gesicht bekäme

Während er das Telefon zum Leben erweckte, winkte er einer Kommilitonin zu, die mit ihrem Wagen vom Parkplatz fuhr. Die Glückliche. Es wurde Zeit, dass er Geld zusammenkratzte, um sich ein Auto zu kaufen.

Fünf neue Nachrichten. Vier Anrufe in Abwesenheit.

Schnell überprüfte Sascha die SMS. Isa, die wissen wollte, ob er am Wochenende Zeit hatte. Svenja, die mit ihm mittags in der Mensa essen gehen wollte – zu spät. Ein verflossener One-Night-Stand, der wieder in der Stadt war. Eine Nachricht von Nils, wann er nach Hause käme. Einmal Werbung. Dazu ein Anruf von Svenja, die restlichen von Nils.

Etwas Gereiztes schlich sich in Saschas Züge, bevor es zu dumpfer Resignation verdampfte. Nils war in diesen Tagen schlecht gelaunt und schwer zu ertragen. Verdenken konnte Sascha es ihm nicht. Die Situation zwischen ihnen war kompliziert. Sascha fühlte sich nicht wohl damit und glaubte zu wissen, dass es Nils nicht anders ging. Manchmal wusste er nicht, wie sie in diese Sache hineingeraten waren.

Anfangs waren sie Freunde gewesen, Mitbewohner vom selben Ufer. Sie hatten sich gut verstanden und so manche Nacht miteinander durchgemacht, ohne nach etwas anderem zu suchen als Freundschaft und einem guten Verhältnis innerhalb der Wohngemeinschaft. Nils war damals mit jemand anderem zusammen gewesen; einem Mann, der fast fünfzehn Jahre älter war und bei dem sie sich nie sicher waren, welche Absichten er hatte. Keine guten, wie sich herausstellte. Vor einem Jahr war die Sache hochgegangen. Nils hatte herausgefunden, dass sein Lover verheiratet war und ihn sich als Spielzeug nebenbei hielt. Für jemanden, der zum ersten Mal mit Leib und Seele verliebt war, hätte es kaum schlimmer kommen können.

Sie hatten begonnen, miteinander ins Bett zu gehen. Es war irgendwie zwischen Trösten und Zuhören passiert. Zwischen Ausweinen und gemeinsamem Betrinken, dem Zusichern, dass sie Freunde blieben, auch wenn Exfreund und Familie nichts von Nils wissen wollten.

Wann daraus mehr geworden war, vermochte Sascha nicht zu sagen. Sie hatten sich wohl miteinander gefühlt, waren Leidensgenossen gewesen. Das knüpfte ein Band, das schleichend dicker wurde. Aber für Sascha fühlte es sich nicht richtig, nicht wie damals an. Es war stumpf, wo Glanz sein sollte.

Unglücklicherweise wusste Nils von Andreas. Nicht jedes Detail, aber genug, um zu ahnen, dass Sascha immer noch an ihn dachte. Er hatte nie aufgehört, sich zu fragen, was aus Andreas geworden war. Nie aufgehört, sich Vorwürfe zu machen und nie aufgehört, ihn zu vermissen. Seltsam, wie tief sich ein Mensch in einem halben Jahr in Herz und Verstand brennen konnte.

Solange Nils und er Freunde gewesen waren, gab es damit keine Probleme. Aber je inniger ihr Verhältnis wurde, desto eifersüchtiger zeigte sich Nils. Und je mehr Nils klammerte, desto heftiger kämpfte Sascha um seinen Freiraum. So lange, bis in schönster Regelmäßigkeit der bittere Vorwurf kam, dem er nichts entgegenzusetzen hatte: »Wenn ich Andreas wäre, dann...«

Die Wahrheit ließ sich nicht leugnen. Der entscheidende Funke zwischen ihnen fehlte. Es mochte sein, dass die Intensität seiner Gefühle für Andreas mit den unglücklichen Umständen zusammenhing, die sie zusammengebracht hatten. Sascha war wie ein verlorener Wolf auf der Suche nach einem Rudel durch Hamburg geirrt. Andreas' Sorgen und Sehnsucht nach einem Gefährten waren offensichtlich gewesen. Sie hatten sich aneinander geklammert, sich festgehalten und aufgerichtet. Verzweifelt, süchtig nach der Illusion von Sicherheit, die sie in den Armen des jeweils anderen fanden. Verliebt und gleichzeitig verloren.

Heute konnte Sascha besser beurteilen, was damals geschehen war. Heute *wusste* er. Vor drei Jahren hatte er nur geahnt und vieles nicht sehen wollen.

All dies änderte nichts daran, dass sich die Dinge mit Andreas anders angefühlt hatten. Realer, besser, aber auch schmerzhafter.

Sascha wusste, dass ihre Freunde die Situation mit Argusaugen beobachteten. Vermutlich redete man über die unglückliche Konstellation, in der sie lebten. Eine Dreier-WG. Svenja als Nils' beste Freundin, Nils und er zusammen. Ärger war vorprogrammiert.

Während Sascha beklommen das Handy in die Hose gleiten ließ, begann es zu regnen. Doch weder der aufkommende Platzregen noch das Verstecken des Telefons konnten die Realität fortspülen.

Er musste mit Nils reden. Nicht heute, aber bald. Vielleicht lag Sascha falsch. Vielleicht verurteilte er ihre Chance miteinander zu schnell zum Tode, weil er nicht aufhören konnte, Nils mit Andreas zu vergleichen. Aber egal, wie er es drehte und wendete: Drei Anrufe in acht Stunden waren zu viel, zumal es an anderen Tagen schon deutlich mehr gewesen waren. Er fühlte sich eingeengt.

Als er eine halbe Stunde später nass bis auf die Haut sein Fahrrad abschloss, ärgerte er sich zu Tode, dass er am Morgen unbedingt sportlich sein wollte und den Bus links liegen ließ. In seinen Schuhen stand Wasser, die Jeans klebten an seiner Haut. Die Sonne war inzwischen vollständig untergegangen. Sascha tat sich schwer, im schummrigen Licht den Hausschlüssel ins Türschloss zu bugsieren.

In Gedanken halb bei einer Seminararbeit und halb bei der Planung des nächsten Wochenendes stiefelte er zu ihrer Wohnung. Als er um die Ecke bog und die Tür in Sicht kam, runzelte er die Stirn. Entgegen der hausinternen Regelung, nur den Haupteingang zu verschließen, war die Wohnungstür zu. Wenn abgeschlossen wurde, dann höchstens, weil jemand krank war, hart arbeiten musste oder weil es anderweitige Probleme gab.

Mit einem unguten Gefühl in der Magengegend betrat Sascha den winzigen Vorflur, in dem kaum genug Platz für eine Garderobe war. Es war verräterisch still. Kaum dass er sich aus der nassen Jacke gepellt hatte, hörte er leise Schritte. Behutsam wurde die Küchentür geöffnet. Svenja lugte um die Ecke. Ein strenger Geruch ging von dem merkwürdigen Kopfputz aus Duschhaube, Frischhaltefolie und einem grün-braunen Brei auf ihrem Kopf aus.

Sascha verdrehte grinsend die Augen. Wenn es in ihrer Wohnung stank, als hätte sich eine Kuh auf dem Küchentisch entleert, wusste er, was los war. Svenja hatte eine Vorliebe für Henna und suchte seit zwei Jahren nach dem richtigen Farbton für ihre mausbraunen Haare. Er bezweifelte, dass sie ihn je finden würde.

»Hey«, flüsterte Svenja atemlos. »Gut, dass du da bist.« Vielsagend rollte sie mit den Augen.

Saschas Laune sackte Richtung Erdkern. Anstelle einer Begrüßung erwiderte er: »Was ist passiert?«

Für einen Moment sah es aus, als wolle Svenja sofort antworten, doch dann schüttelte sie den Kopf – ein Klecks Haarbrei sickerte unter der Haube hervor und lief an ihrer Wange hinab – und zog ihn am Ärmel in die Küche. Hilfsbereit nahm sie Sascha die Sporttasche aus der Hand. »Komm, gib her. Ich hänge das für dich auf. Und hier...« Sie zog sich ein buntes Handtuch von den Schultern, das dem Schutz ihres T-Shirts gedient hatte, und reichte es ihm. Dann verschwand sie eilig.

Sascha suchte nach stinkenden Flecken im Frottee, dann nahm er das Handtuch dankbar entgegen. Während er seine Haare trocknete, trat er in die Fersen seiner Schuhe, um sie abzustreifen. Er hörte Svenja im Bad rumoren und fragte sich, warum er auf eine Erklärung von ihr wartete. Er konnte genauso gut gleich nach Nils sehen. Wenn Svenja ihn mit »Gut, dass du da bist« begrüßte, gab es immer ein Nils-Problem. Eines, bei dem die beste Freundin nicht helfen konnte und Sascha ranmusste.

Trotzdem wartete er. Sei es, damit er durchatmen konnte, bevor er zu seinem Freund ging. Sei es, weil er wissen wollte, womit er zu rechnen hatte. Halb schämte Sascha sich für das ausgeschaltete Handy. Er hätte erreichbar bleiben sollen. Aber in den Vorlesungen waren Telefone verboten und die knappe freie Zeit dazwischen war ihm heilig.

Svenja kehrte zurück. Sie schlich auf den Zehenspitzen, was bei einer Frau ihrer Masse albern aussah.

»Also?«, fragte Sascha leise.

»Er hat seinen Vater angerufen«, erklärte Svenja mit einem unterdrückten Seufzen.

»Nein. Wieso das denn?«

»Frag mich nicht. Ich habe ihm gesagt, dass er es lassen soll.« Missmutig verzog sie das Gesicht. Sascha war nicht sicher, ob sie in diesem Augenblick wütend auf Nils war oder ob er ihr leidtat. »Aber was willst du machen? Er wollte ihn halt sprechen.«

Obwohl er schleunigst seine nasse Hose loswerden wollte, ließ Sascha sich auf einen der Küchenstühle fallen und stützte das Kinn auf die gefalteten Hände. »Und?«

Svenja nahm ihm gegenüber Platz und zuckte die Achseln. »Was glaubst du denn?«

»Katastrophe.«

»Richtig.«

Nils' Familiensituation war auf ihre Weise noch verzwickter als Saschas. Er stammte aus einer Kleinstadt im Hinterland von Niedersachsen. Seine Mutter war tödlich verunglückt, als er sieben Jahre alt gewesen war. Sein Vater hatte mit drei Kindern – Nils hatte zwei jüngere Schwestern – allein dagestanden und bald wieder geheiratet. War der Verlust der Mutter in jungen Jahren schon schlimm genug, hatte Nils nie einen rechten Draht zu seiner Ziehmutter gefunden. Das größte Problem war jedoch, dass die Brandts streng katholisch waren. Religion war Nils immens wichtig und seine Homosexualität brachte ihn in heftige Gewissenskonflikte. Lange hatte er deswegen seine Orientierung verschwiegen, hatte die Dinge erst mit sich selbst ausmachen müssen, bevor er seine Eltern damit konfrontierte.

Vor wenigen Monaten erst hatte Nils sich ein Herz gefasst und sich geoutet. Ergebnisse waren ein cholerischer Anfall des Vaters, die zeitweilige Streichung aller Geldmittel und absolute Funkstille zwischen seiner Familie und ihm. Nils, der sich in seiner Kindheit und Jugend stark an seinem Vater orientiert hatte, litt unter dessen Ablehnung. Auch von seiner Stiefmutter und seinen Schwestern hatte er keinen Rückhalt zu erwarten.

Manchmal kam es Sascha vor, als gäbe es im Dunstkreis der *Community* keine intakten Familien mehr, als wäre Homosexualität das Todesurteil für Elternliebe. Von allen Seiten hörte und las man von jungen Menschen, die nach ihrem Coming-out massive Probleme mit ihren Familien bekamen. Es schien kaum jemanden zu geben, der ohne Konflikt angenommen worden war. Viele schafften es mit den Jahren, ein vernünftiges Verhältnis zu den Eltern aufzubauen. Anderen gelang es niemals. Die Positivbeispiele verblassten angesichts der vielen schlimmen Schicksale.

Sascha wusste nicht, ob sich jemand die Mühe gemacht hatte, diese Entwicklungen statistisch zu erfassen. Interessiert hätten ihn die Ergebnisse allemal.

»Und wie geht es ihm jetzt?«, wagte er zu fragen, obwohl er die Antwort bereits kannte.

»Wie es einem eben geht, wenn man an den Kopf geworfen bekommen hat, dass sich jede Sünde irgendwann rächen wird.«

Um ein Haar hätte er erwidert, dass ihm eine Bemerkung dieser Art herzlich am Arsch vorbeigegangen wäre. Aber damit war niemandem geholfen. Nils war nun einmal gläubig. Ihn konnte man mit solchen Sprüchen schlagartig aus dem Takt bringen.

Saschas Magen kannte seinerseits kein Taktgefühl und knurrte schlecht gelaunt. Das Training hatte ihn auf gute Weise schlaff zurückgelassen. Eigentlich wollte er sich nur noch mit einer Pizza vor den Fernseher setzen und abschalten. Aber wie es aussah, konnte er diesen Teil des Tages getrost vergessen.

»Ich sehe nach ihm. Hat er sich eingeschlossen?«, fragte er düster. »Bis gerade eben zumindest nicht.« Svenja machte eine kleine Pause. »Danke.«

Mit einem schiefen Lächeln stand Sascha auf und schlurfte in den Flur. Unterwegs zog er sich das feuchte T-Shirt über den Kopf und feuerte es achtlos in sein Zimmer, bevor er zu Nils ging. Einen Augenblick lang blieb er vor dessen Tür stehen. Die Gedanken, die ihm nach dem Schwimmen durch den Kopf gegangen waren, probten den Aufstand, doch Sascha schob sie schnell beiseite. Er fühlte sich mies dabei, ihre Beziehung anzuzweifeln, während es Nils dreckig ging.

Spätestens, als er nach einem kurzen Klopfen die posterverzierte Tür öffnete, vergaß Sascha jeden Gedanken an ein klärendes Gespräch. Die bunten Vorhänge waren bereits zur Nacht geschlossen und melancholische Musik waberte ihm entgegen. Nils lag als zusammengerolltes Bündel auf seinem Bett und hatte das Gesicht in den Armen vergraben. Er regte sich nicht, wirkte so klein und verloren, dass es Sascha ins Herz schnitt. Egal, wie sie zueinander standen, egal, was ihn an Nils' Verhalten störte – in diesem Moment konnte er nicht anders, als sich zu ihm hingezogen zu fühlen. Sascha wusste, wie weh es tat, von den eigenen Eltern abgelehnt zu werden. Vereint in dem Gefühl, allein durch die Welt zu streifen, wurden sie zu Brüdern. Er, Nils, alle, denen die Zuneigung ihrer Eltern auf die eine oder andere Weise abhandengekommen war

Wortlos trat er zum Bett und setzte sich. Schluckend streckte er die Hand aus und strich Nils durch die Haare. Sascha spürte das Beben und Zittern, konnte es nachfühlen und kam sich hilflos vor, bis sein Freund sich blitzartig aufrichtete und ihm um den Hals fiel.

»Sascha...«, flüsterte Nils mit brechender Stimme. Sein Gesicht war heiß und geschwollen. »Was habe... ich denn getan? Warum... ist es denn wirklich so schlimm, dass...?«

»Nein. Nein, wirklich nicht«, gab Sascha heiser zurück und umarmte seinen Freund so fest, als wolle er ihm die Rippen brechen.

»Aber warum... er hat gesagt, dass ich nicht mehr anrufen soll. Ich wollte doch nur...« Ein gedämpftes Schluchzen schüttelte Nils.

»Schhh... schon gut. Ich bin ja jetzt da. Ist okay. Komm her.«

»Warum hasst er mich denn nur so?«

Darauf hatte Sascha keine Antwort. Er konnte Nils nichts erklären, was er selbst nicht verstand. Aber er bezweifelte sowieso, dass Nils mit Worten zu erreichen war. Zu tief hatte er sich in seinen Schmerz fallen lassen, als dass es Sinn gehabt hätte, ihm den Kopf zurechtzurücken.

Stattdessen schob Sascha sich auf das Bett, in dem er schon so manche Nacht verbracht hatte. Nils schaffte den Drahtseilakt, sich gleichzeitig an ihn zu klammern und zu rücken, damit sie zusammen Platz hatten. Als sie nebeneinanderlagen, murmelte er kaum verständlich: »Du bist ja ganz nass. Zieh das aus.«

Sascha tat ihm den Gefallen. Er war selbst erleichtert, die bleischwere Hose loszuwerden. Mit einigen gezielten Tritten fiel sie vom Bett. Kaum dass er wieder auf dem Rücken lag, war Nils in seinen Armen und schmiegte sich auf seine nackte Brust. Langsam, sehr langsam beruhigte er sich, während Sascha ihm mit den Fingerspitzen sanft die Kopfhaut massierte.

Der traurige Alt einer Frau hüllte sie ein, vermischt mit zarten Klängen und Geräuschen, die an den Gesang von Walen erinnerten. Ein wenig düster, aber dennoch melodiös und leicht wie eine fallende Feder.

Unstet suchte Nils nach Saschas Hand und streichelte dessen Finger, zog sie an sich heran und legte sie auf sein Gesicht. Dann warf er die zerwühlte Decke über sie, was Sascha mit einem zufriedenen Seufzen quittierte. An den Beinen war es allmählich kalt geworden. Vorsichtig drehte er sich zu Nils um und umfasste ihn, bugsierte ihn zwischen seinen eigenen Körper und die Wand, als wolle er ihn vor der Welt schützen. Im Grunde wollte Sascha das auch.

»Glaubst du, dass er recht hat?«, fragte Nils nach einer Weile zittrig. »Dass wir am Ende dafür zahlen müssen, dass wir schwul sind?«
»Nein«, antwortete Sascha wie aus der Pistole geschossen. »Das würde keinen Sinn machen, wenn du mich fragst. Wenn ich den Teil mit der Schöpfung richtig verstanden habe, ist Gott allwissend und allmächtig. Entweder liebt er alle Menschen oder gar keine. Wenn er alle liebt, muss sich niemand von uns Sorgen machen. Wenn er uns nicht liebt, kann er uns gestohlen bleiben.«

»Womit du alle Fragen nach der Hölle, Sünden und dem Fegefeuer elegant umschifft hast.«

»Wurde ja eh erst später dazugesponnen.« Sascha lächelte und musste zugeben, dass er sich wohl in seiner Haut fühlte. Es war schön, zusammen mit Nils im Bett zu liegen, während der Regen an die Scheiben trommelte. Wer hielt nicht gern einen gut aussehenden Mann an sich gedrückt?

Nils gab ein weitläufig interpretierbares Geräusch von sich und presste sich dichter an Sascha, fuhr ihm über den Rücken. Er streichelte die Wirbelsäule entlang, bevor er flüsterte: »Ich habe Angst, dass ich damit irgendwann allein bin. Dass ich sehen kann, wo ich bleibe, während alle Leute, mit denen ich zur Schule gegangen bin, Familien gründen. Nur ich bleibe allein.«

»Du bist nicht allein«, gab Sascha automatisch zurück. Dieses Gedankengut war neu für ihn. Dass Nils sich mit seiner irdischen Zukunft beschäftigte, kam nicht oft vor. Vermutlich ein weiteres Samenkorn seines Vaters, das erfolgreich aufgegangen war.

Nils schwieg. Sascha war ihm dankbar, dass er in dieser Situation nicht mit der »Wenn Andreas vor deiner Tür auftauchte, würdest du sofort auf Knien vor ihm liegen«-Litanei um die Ecke kam.

Dabei war der Gedanke absurd. Erstens war Andreas aus seinem Leben verschwunden und zweitens würde er Nils weder verlassen noch mit ernsthaften Beziehungsgesprächen belasten, solange es ihm schlecht ging. Sascha hatte schon einmal jemanden verlassen, der ihn brauchte. Diesen Fehler wollte er nie wieder machen.

## Kapitel 4

»Moin, da bist du ja. Ich brauche drüben deine Hilfe. Kannst du mitkommen?«

Mit brennenden Augen blickte Andreas von der Arbeit auf. Der Uringeruch war so intensiv, dass er ihm die Schleimhäute zu verätzen schien. Mandy war mit Sonnenbrille auf der Nase hinter ihm aufgetaucht. Angesichts des Dämmerlichts im Raum gab sie einen merkwürdigen Anblick ab.

Statt auf ihre Bitte einzugehen, fragte Andreas: »Hat es einen bestimmten Grund, dass du mit einer Sonnenbrille herumläufst? Überhaupt, warst du gestern krank?« Seine Kollegin war am Vortag nicht zur Arbeit erschienen. Sie hatte ihm gefehlt.

»Migräne«, lächelte Mandy schwach. »Ich kann immer noch kein Licht ertragen.« Sie rümpfte die Nase und blickte sich um. »Was müffelt hier denn so?«

Als Pfleger im Tierheim war man einiges gewohnt, aber der bestialische Gestank, der Andreas umgab, fiel selbst gestandenen Mitarbeitern auf.

»Ratten. Genau 67 Hausratten. Die Hälfte Weibchen und vermutlich...«, sie tauschten einen vielsagenden Blick aus, »... fast alle tragend. Sie kamen in zwei Wäschekörben an. Ich glaube nicht, dass sie in den letzten Monaten frische Einstreu gesehen haben.«

Andreas war angewidert. Nicht die mageren Ratten mit ihren entzündeten Augen ekelten ihn, sondern die Fremden, die sie mitten in der Nacht vor der Pforte des Tierheims abgestellt hatten. Wer wusste, wie lange die Tiere hatten warten müssen, bevor sie gefunden wurden? Ihr von Unrat verklebtes Fell ließ ahnen, dass man sich in letzter Zeit kaum oder gar nicht um sie gekümmert hatte.

Er konnte sich gut vorstellen, was geschehen war. Jemand hatte sich ein paar Ratten besorgt und nicht darauf geachtet, welchem Geschlecht sie angehörten. Das Ergebnis war eine Rattenexplosion, die dazu führte, dass die Tiere »entsorgt« wurden. Im Nagetierhaus hatten sie häufig mit Problemen dieser Art zu tun. Seit einer guten Stunde war Andreas damit beschäftigt, die mittlerweile nach Geschlechtern getrennten und vom Tierarzt behandelten Ratten auf saubere Käfige zu verteilen.

Mandy trat näher und blickte über seine Schulter auf eine dickbäuchige Rattendame, die schnuppernd ihr neues Domizil in Augenschein nahm. »Immer dieselbe Scheiße. Die armen Viecher. Hoffentlich können wir sie vermitteln.«

Zustimmend nickend schloss Andreas den Käfig und richtete sich auf. Von der Seite konnte er unter Mandys Sonnenbrille sehen und ihre verquollenen Augen erkennen. »Und wie geht es dir?«

»Die Welt dreht sich nicht mehr, wenn ich aufstehe«, entgegnete sie trocken. »Das ist ein Fortschritt. Aber hey, lass uns keine Opern quatschen. Wir brauchen dich.«

»Wofür?«

»Triton muss geimpft werden.«

Mehr brauchte sie nicht zu sagen. Schweigend folgte Andreas Mandy nach draußen. Auf schmalen Plattenwegen umrundeten sie das Nagetierhaus und gingen auf die Hundezwinger zu. Wildes Gebell schlug ihnen entgegen, durchsetzt mit dem hellen Winseln und Jiffen der Welpen, die ihre Stimmbänder erprobten. Am Rande der Anlage angekommen, steuerten sie auf das Hundehaus zu.

Während sie das niedrige Gebäude betraten, warnte Mandy: »Ich war schon bei ihm. Er hat den Braten längst gerochen. Sei vorsichtig, okay?«

Andreas nickte. Tiefes Bellen begrüßte ihn, als er an das grün gestrichene Gitter trat und die schmale Tür öffnete. Triton war ein Kuvasz, ein schneeweißer Herdenschutzhund, der einer kleinen Frau wie Mandy leicht die Vorderpfoten auf die Schultern legen konnte, wenn er sich auf die Hinterbeine erhob. Gezüchtet, um große Herden zu bewachen und zu verteidigen, war der Kuvasz kein leicht zu haltender Hund.

Er brauchte eine starke Hand und vor allen Dingen positive Erfahrungen, um zu dem freundlichen Wesen zu finden, das den Hunden im Grunde ihrer Herzen eigen war.

Dieser Rüde hatte weder das eine noch das andere genossen. Als niedlicher Welpe von unerfahrenen Leuten gekauft, war er seiner Familie schnell über den Kopf gewachsen. Noch vor seinem ersten Geburtstag hatte er drei Mal den Besitzer gewechselt. Von seinem letzten Eigentümer war er weggeholt worden – wegen Tierquälerei.

Kurz: Triton war verkorkst, misstraute den Menschen und war schwer bis gar nicht zu vermitteln. Warum Andreas einen Stein bei ihm im Brett hatte, konnte niemand sich erklären, aber es war von Vorteil, wenn der dreijährige Rüde zum Tierarzt musste.

»Komm her, Dicker«, sagte Andreas leise. Langsam kniete er sich hin und wartete, dass der unsicher in einer Ecke hockende Hund zur Ruhe kam. Dessen Körpersprache spiegelte unmissverständlich sein Misstrauen wider. Zweifelsohne hatte Mandy recht: Triton wusste längst, dass er nicht nur für einen Spaziergang aus dem Zwinger geholt wurde.

»Nun sei nicht so«, lockte Andreas wieder und griff in seine Arbeitshose, um nach einem Brocken Trockenfisch zu fahnden. Der starke Geruch verführte die meisten Hunde über alle Maßen. »Es ist nur ein kleiner Piks. Du kennst Dr. Toczek doch schon.«

»Ja, er hat sogar schon mal ein Stück von ihr zwischen den Zähnen gehabt«, sächselte Mandy kaum hörbar, während sie das Zwiegespräch zwischen Kuvasz und Mensch beobachtete.

Es dauerte mehrere Minuten, bis Triton Mut fasste und auf Andreas zukam. Interessiert schnüffelte er an dessen Händen und ließ sich gemächlich mit Fischbrocken füttern. Während der gesamten Zeit redete Andreas dem Hund gut zu, erzählte ihm von den unmöglichsten Dingen; angefangen beim Wetter bis zu den Sportergebnissen vom Wochenende. Auf den Inhalt kam es nicht an. Nur darauf, dass Triton nicht schon vor dem Verlassen des Zwingers vor Angst um sich biss.

Andreas kam sich ein bisschen gemein vor. Da ergaunerte er sich das Vertrauen des Hundes, nur um ihn in die Tierheimpraxis zu bringen. Mandy hielt ihm die Leine entgegen, als er schließlich mit der Hand an Tritons Halsband den Zwinger verließ.

»Wir müssten viel mehr mit ihm arbeiten«, bemerkte sie.

»Wem sagst du das? Aber wie alles andere auch...«

»... scheitert es an der Zeit«, beendete die Kollegin den Satz für ihn. Sie zwickte sich nachdenklich ins Kinn. »Trotzdem. Triton braucht endlich ein vernünftiges Zuhause. Bei jemandem, den er mag und der sich um ihn kümmert. Und der versucht, seine Macken wieder auszubügeln. Jemand, bei dem er sich wohlfühlt und bis ans Ende seiner Tage bleiben kann, auch wenn er mal wieder Zicken macht.«

»Jaja«, unterbrach Andreas Mandys Redefluss. »Und zufällig kennst du so jemanden.«

»Richtig.«

Sie führten dieses Gespräch nicht zum ersten Mal. Mandy war nicht von dem Gedanken abzubringen, dass Triton zu Andreas gehörte. Natürlich, der Kuvasz war ein großartiger Hund, der etwas Besseres verdiente als ein Dasein im Tierheim. Doch während sie zum Tierarzt gingen und Triton vertrauensvoll neben ihm hertrottete, zählte Andreas innerlich alle Gründe auf, die gegen Mandys Vorschlag sprachen.

Ja, in seiner Wohnung war viel Platz, aber sie lag im vierten Stock. Das Gebäude hatte keinen Fahrstuhl. Noch war dieser Marathon für Triton kein Problem. Doch was, wenn er alt und die Treppe zum unüberwindbaren Hindernis wurde? Bei großen Rassen konnte man sich nie sicher sein, ob sie nicht irgendwann Probleme mit den Gelenken bekamen. Ein Kuvasz war kein Hund, den man vier Mal am Tag durch den Flur nach unten trug.

Viel schwerwiegender wog jedoch Andreas' Sorge, eines Tages wieder ins Krankenhaus zu müssen und nicht zu wissen, wo Triton bleiben sollte. Und was passierte, wenn es ihm zu schlecht ging, um das Haus zu verlassen?

Es kam nicht oft vor, aber mit einem Hund war es unmöglich, sich 24 Stunden lang im Schlafzimmer zu verbarrikadieren und die Welt auszusperren. Sollte Triton aufs Parkett pinkeln?

Nein. Auch wenn Andreas den Gedanken herrlich fand, seinen vierbeinigen Kumpel zu sich zu holen, musste er schweren Herzens verzichten.

Die Tierärztin erwartete sie bereits in ihrem Sprechzimmer. Genau wie befürchtet wollte Triton sich nicht mehr bewegen, sobald sie die Praxis betreten hatten. Nur mit viel Mühe und gutem Zureden gelang es Andreas, den steifen Hund vorwärtszuschieben. Nach jedem anderen Mitarbeiter hätte er längst geschnappt. Nicht tief, aber als deutliche Warnung, dass er richtig zubeißen würde, wenn man ihn weiterhin ärgerte.

Dr. Toczek war eine einsilbige, aber nichtsdestotrotz freundliche Person, die sich ihren eigenen Worten nach den falschen Beruf ausgesucht hatte. Nicht weil sie Tiere nicht liebte, sondern weil es ihr mit ihrem feinen Knochenbau unmöglich war, schwere Hunde auf den Behandlungstisch zu heben. Bei einer ihrer ersten Begegnungen hatte sie scherzhaft zu Andreas gesagt: »Als Landtierärztin, die Fohlen und Kälber auf die Welt bringen muss, würde ich verhungern.«

Die Ärztin warf den Neuankömmlingen einen kurzen Blick zu. Sie lächelte schief. »Na, Triton? Ohne Maulschlinge wird das nichts, oder?« Anschließend wandte sie sich an Andreas. »Kannst du ihn auf den Tisch schaffen? Karen meinte, er schlackert mit den Ohren. Ich will mir das kurz anschauen. Am Boden ist es mir zu eng.« Für ihre Verhältnisse war das eine lange Rede und sie hatte recht. Mit drei Personen und Hund konnte man sich in dem schmalen Sprechzimmer kaum umdrehen.

Triton hielt nicht viel davon, auf den glänzenden Metalltisch gehoben zu werden. Er setzte jedes seiner knapp sechzig Kilogramm ein, um sich gegen Andreas' Griff zu wehren. Dass Mandy ihm blitzschnell die Maulschlinge über die Schnauze schob, entlockte ihm ein grollendes Knurren.

Angst hatte keiner von ihnen, aber Andreas empfand tiefstes Mitgefühl für Triton. Er konnte ihn unter seinem Arm beben spüren, als der Kuvasz mit steifen Beinen und unter den Bauch gezogener Rute vor Dr. Toczek stand. Die Tierärztin gab sich Mühe, die Untersuchung so schnell wie möglich abzuschließen. Sorgsam prüfte sie die Ohren, fand jedoch nichts, was Tritons Kopfschlagen erklären konnte.

»Keine Milben. Vermutlich eine neue Marotte«, spekulierte sie und klopfte dem Rüden freundlich die Seite. »Einmal impfen und wir sind durch.«

»Wäre nicht schlecht«, presste Andreas ächzend hervor. Er wagte es nicht, den Griff um Tritons Hals zu lockern. Zu groß war die Gefahr, dass sein Schützling sich losriss und sein Heil in der Flucht suchte. Die Tür zum Sprechzimmer war zwar geschlossen, aber einen strampelnden, mittlerweile ernsthaft unfreundlichen Triton einzufangen und wieder auf den Tisch zu setzen, wollte Andreas sich und allen Anwesenden gern ersparen.

Sowohl Mandy als auch er streichelten den Hund besänftigend, während die Ärztin die Spritze aufzog. Triton setzte sich vor Schreck auf die Hinterbeine, als die Nadel durch seine Haut drang. Seine Lefzen zuckten nach oben. Er warf sich mit aller Gewalt in die andere Richtung, doch damit hatten sie gerechnet. Andreas fing Triton so gut wie möglich ab, und Mandy schob von hinten, damit der Riese nicht vom Tisch fiel.

Dr. Toczek hatte ihre Aufgabe längst verrichtet und zog sich zufrieden zurück. »Das war's. Gut, dass du im Haus warst, Andreas. Ohne dich geht Triton nicht einmal in die Nähe der Praxis.«

Mandy lachte leise. »Davon, dass wir nicht in der Lage wären, ihn hochzuheben, ganz zu schweigen. Es soll Ponys geben, die weniger wiegen, habe ich gehört.«

»Es ist mehr als das. Du hast eine wirklich gute Hand für Hunde«, nickte Dr. Toczek Andreas zu. »Sie spüren, wem sie vertrauen können.«

»Und wer ein guter Mensch ist«, pflichtete ihre Kollegin ihr bei. Beide Frauen lächelten warm, während Triton jämmerlich winselte. Andreas senkte den Blick und lief vor Dankbarkeit und Verlegenheit rot an. Plötzlich hatte er es fast ebenso eilig wie Triton, den Raum zu verlassen. Mit einem in die Nase gerutschten »Bis später« verabschiedete er sich und lief nach draußen.

Erst dort gestattete er es sich, sich über das Kompliment der Ärztin zu freuen. Spontan beschloss er, heute etwas länger zu bleiben und mit Triton einen Spaziergang zu machen.

\*\*\*

»Danke noch mal. Ich weiß nicht, was ich ohne deine Hilfe gemacht hätte.«

»Wenn du dich noch einmal bedankst, lasse ich dich das nächste Mal mit deinen kaputten Gräten sitzen«, drohte Sascha seiner Tante halb ernst und warf ihr den Autoschlüssel zu.

Tanja drehte die Finger vor ihrem Mund, als würde sie eine Tür zuschließen, und machte einen unbeholfenen Knicks. Sie stand auf dem Podest vor dem Haus, um ihren Neffen zu verabschieden. Ihr linkes Bein steckte bis zum Knie in Gips – Resultat eines vergessenen Putzeimers, einer Treppenstufe und einer zu schnell zum Telefon rennenden Tanja. Das gebrochene Bein war zum ungünstigsten Zeitpunkt des Jahres über sie gekommen; genau in den Monaten, in denen ihr Ehemann Aiden mit seinem Orchester auf Tournee war. Der größte Teil des Alltags ließ sich mithilfe ihrer Kinder Sina und Fabian bewältigen, aber wenn es um das Einkaufen von Getränkekisten ging, brauchte Tanja die Hilfe ihres Neffen.

Sascha war für sie zum Supermarkt gefahren und hatte wie ein Hamster eingekauft, aber nun drängte ihn sein Zeitplan. Er musste dringend lernen und wollte am Abend zu einer Party, auf die er sich seit Wochen freute.

Mit zwei Fingern winkte er Tanja zu und machte sich auf den Weg zur Bushaltestelle. Die ersten Meter lief er. Doch kaum dass er das Gartentor hinter sich gelassen hatte, verlangsamte er seinen Schritt. Es fiel ihm jedes Mal von Neuem schwer. Immer, wenn er an der Villa der Nachbarn vorbeimusste, wollte etwas in ihm kehrtmachen und weglaufen. Oder alternativ den schmalen Weg zum Haus der von Winterfelds hochhetzen und an die Tür hämmern, bis ihm geöffnet wurde. Aber es hatte keinen Sinn. Er wusste das, weil er es in der Vergangenheit bereits versucht hatte.

Damals.

Sascha schluckte und senkte den Blick. Er wollte nicht in die fremden Fenster sehen, wollte sich nicht fragen, warum seit den Vorfällen vor drei Jahren Überwachungskameras unter dem Dachfirst summten und jeden, der das Grundstück betrat, ins Visier nahmen. Die einäugigen Spione machten ihm Angst. Er hatte nichts zu verbergen, aber er wollte wissen, warum sie angebracht worden waren.

Er kam nicht mehr oft her. Besuchte seine Tante nicht gerne, obwohl sie ihm näher stand als seine Mutter. Zu viele Erinnerungen wurden wach, wenn er den vertrauten Stein des Bürgersteigs unter den Füßen spürte. Die Fassaden der Häuser sah, die für ein gutes Jahr sein Zuhause flankiert hatten.

Es war, als wäre es erst wenige Wochen her, dass er einer Kurzschlussreaktion erlag und eine Entscheidung fällte, die er im Nachhinein bitter bereute. Es ging nicht nur darum, dass er den Jungen, den er damals verlassen hatte, nicht vergessen konnte. Vor allen Dingen plagte ihn sein schlechtes Gewissen, weil er nicht wusste, was aus Andreas, seinem Andreas, geworden war.

Noch heute hatte Sascha nachts manchmal das erschrockene Gesicht vor Augen, in dem sich langsam die Erkenntnis setzte. Er hörte sich selbst sagen: »Es wäre besser gewesen, wenn wir Freunde geblieben wären.« Es war aus ihm herausgeplatzt, weil er zu dem Zeitpunkt wirklich daran geglaubt hatte. Weil er gedacht hatte, dass alles leichter werden würde, wenn er Andreas aus seinem Leben schnitt. Für ihn, für sich selbst, für sie.

Sascha hatte keine Zukunft gesehen, keine Chance für ihre Gefühle. Zumindest nicht, solange er nicht wusste, wo ihm der

Kopf stand und ein Berg Arbeit auf ihn wartete. Das Abitur ragte damals wie ein Ungeheuer vor ihm auf. Andreas' eigenartige Anwandlungen überforderten ihn. Er hatte panische Angst, dass er seine eigene Freiheit aufgeben musste, wenn er mit Andreas zusammen sein wollte. Und er fürchtete sich davor, sich in jungen Jahren so zu verlieben, dass es für eine lange Zeit, wenn nicht sogar für ein Leben reichte.

Sascha hatte Andreas großspurig versprochen, ihm mit seiner Krankheit zu helfen. Stattdessen war er selbst gerannt wie ein Hase. Verängstigt, in Panik, kopflos.

Es hatte zwölf Stunden gedauert, bis er seine Entscheidung bereute, drei Tage, bis er sich in Grund und Boden schämte und auf den Tag eine Woche, bis er seinen Fehler korrigieren wollte. Viel Mut war erforderlich gewesen, um sich aufzuraffen und zu Andreas zu gehen. Sascha hatte sich genauestens überlegt, was er sagen und tun würde, wenn sie sich erst gegenüberstanden. Auf jeden Fall musste er sich entschuldigen, aber auch erklären, regeln, beichten, reden, trösten und Andreas sagen, was er ihm nie gesagt hatte, weil es nie nötig gewesen war. Dass er sich Hals über Kopf in ihn verliebt hatte – mit all seinen Fehlern und Problemen. Und danach wollte Sascha ihn nur noch fühlen, schmecken, riechen.

Tanja war von seinem Vorhaben nicht begeistert gewesen. Sie hatte es als genauso überstürzt bezeichnet wie die Trennung zuvor. Er solle sich Zeit nehmen und es sich durch den Kopf gehen lassen. Wie er sich das vorstelle für den Fall, dass er wieder kalte Füße bekäme? Ob er Andreas, der wahrlich kein Versuchskaninchen war, denn noch eine Trennung zumuten wolle? Vielleicht könnten sie erst einmal Freunde sein und sehen, wohin der Wind sie trug. Grenzen ziehen, es langsam angehen lassen. Ohne Verpflichtungen. Und vielleicht auch erst nach dem Abitur?

Sascha verzog mürrisch das Gesicht. Natürlich hatte er nicht auf Tanja gehört, auch wenn er heute glaubte, dass seine Tante recht gehabt hatte. Aber er sollte nie erfahren, wie sein Exfreund auf ihn reagierte oder ob sie noch eine Chance hatten.

Er traf Andreas nicht mehr an. Zwei Mal ging er zu den von Winterfelds und klingelte. Niemand öffnete. Er versuchte Andreas online zu erreichen und rief sogar an, traf aber stets nur auf den Anrufbeantworter oder auf jemanden, der den Hörer auflegte, sobald er seinen Namen nannte. Bei seinem dritten Besuch hatte er endlich Erfolg. Die Tür öffnete sich und er stand einer dürren Frau mit grau melierten Haaren und Überbiss gegenüber. Sie war unfreundlich und kalt gewesen, hatte ihn nicht hereingelassen und keinerlei Erklärungen abgegeben.

Sascha dachte sich seinen Teil. Andreas hatte dafür gesorgt, dass man ihn nicht einließ. Doch er gab nicht auf. Immer wieder versuchte er sein Glück, hoffte sogar, auf die Eltern seines Exfreundes zu treffen. Vielleicht konnte er sie davon überzeugen, wie wichtig es war, dass er mit ihrem Sohn sprach. Insbesondere baute er darauf, auf Ivana zu stoßen, die sie stets unterstützt hatte. Aber die freundliche Haushälterin stand nicht mehr im Dienst der von Winterfelds. Das erfuhr er, nachdem er zum zweiten Mal mit Engelszungen auf den neuen Türdrachen eingeredet hatte.

Für einen Moment sah er so etwas wie Menschlichkeit in den Augen der Fremden, bevor sie verschwörerisch raunte: »Im Gegensatz zu meiner Vorgängerin bin ich nicht so dumm, über Dinge zu reden, die mir verboten sind. Ich brauche diese Arbeit und kann sie nicht aufs Spiel setzen, indem ich mich über die Anweisungen der von Winterfelds hinwegsetze.«

Damit sah Sascha seine Befürchtung bestätigt, dass etwas Gravierendes vorgefallen war. Die treue Seele Ivana hatte ihren Job verloren. Warum? Weil sie den Mund aufgemacht hatte. Aus welchem Grund sollte sie das tun? Weil etwas mit Andreas nicht in Ordnung war. Eine andere Erklärung gab es nicht. Nie hätte Ivana ihre Stelle für etwas Belangloses in die Waagschale geworfen.

In den folgenden Wochen versuchte Sascha, etwas Näheres herauszufinden. Einmal schaffte er es sogar, Margarete von Winterfeld abzufangen, aber er stieß auf eine Wand aus Schweigen. Sie ignorierte ihn vollkommen und sah durch ihn hindurch, als er sie ansprach.

Doch ihre Augen schimmerten feucht und verrieten, dass sie seine dringliche Frage nach Andreas gehört hatte. Es war offensichtlich, dass sie nichts sagen *wollte*.

Ab dieser unheimlichen Begegnung hatte Sascha nachts Albträume. Die Last seines Gewissens drückte ihn zu Boden. Was, wenn Andreas sich etwas angetan hatte? Sascha ging sogar so weit, akribisch die Tageszeitungen der vergangenen Monate zu prüfen, ob sich darin eine Todesanzeige fand. Dabei bezweifelte er heimlich, dass die von Winterfelds das Ableben ihres Sohns in die Öffentlichkeit tragen würden.

Als nichts mehr half, schlich er sich nachts auf das Grundstück der Nachbarn und warf von unten Steinchen gegen Andreas' Zimmerfenster. Er wurde vom wütenden Hausherrn erwischt. Es kam zum Eklat und seitdem gab es die Überwachungskameras rund um die Villa. Alles nur, um die Welt im Allgemeinen und ihn im Besonderen von Andreas fernzuhalten. Oder von dem Wissen, was mit ihm geschehen war.

Egal, wie oft Sascha aus dem Fenster spähte und in Richtung des Zimmers seines Exfreundes blickte: Andreas sah er nie wieder. Und nicht nur er, sondern auch seine Tante nicht, die sich in den folgenden Jahren angewöhnte, ein kritisches Auge auf das Nachbargrundstück zu werfen.

Sascha hielt die Luft an, bis es in seinen Lungen brannte, bevor er betont langsam ausatmete. Der Anblick der Winterfeld-Villa erdrückte ihn. Dennoch brauchte er diesen Moment der Einkehr, bevor er weitergehen konnte. Er musste an Nils und dessen berechtigte Vorwürfe denken. Daran, was er ihm am Abend zuvor wieder einmal an den Kopf geworfen hatte: Dass Sascha nie aufgehört hätte, darauf zu hoffen, etwas von Andreas zu hören.

Nils hatte recht. Sascha fand keine Ruhe, solange er nicht wusste, was aus seiner ersten großen Liebe geworden war. Andreas war wie vom Erdboden verschwunden. Er stand nicht im Telefonbuch, konnte nicht über das Internet gefunden werden und war auf dem Grundstück seiner Eltern seit drei Jahren nicht gesehen worden.

Das konnte im besten Fall bedeuten, dass er aus seinem Käfig ausgebrochen und nach Australien ausgewandert war. Im schlimmsten Fall hatte er in seiner Einsamkeit und Verzweiflung eine Rasierklinge genommen und sich die Pulsadern aufgeschnitten.

Solange Sascha nicht wusste, was mit Andreas geschehen war, ob es ihm gut ging, fühlte er sich schuldig. Manchmal so sehr, dass er nachts wach lag, dann wieder nur als kaum wahrnehmbares Hintergrundsummen in den Untiefen seines Bewusstseins. Mit den Jahren wurde es besser, die Stimme in seinem Kopf leiser und weniger aufdringlich, aber es hörte nie ganz auf.

Alles, was Sascha sich wünschte, war eine Postkarte mit der Aufschrift: »Du blödes Verräterschwein. Nur, damit du es weißt: Es geht mir ohne dich viel besser. Andreas.«

## Kapitel 5

»Dir sitzt dein Geburtstag in den Knochen, kann das sein?«

Die sonore Stimme, die Andreas in den vergangenen Jahren oft Unbehagen bereitet hatte, verfehlte ihre Wirkung dieses Mal. Er hatte sich angewöhnt, tief in sein Innerstes zu lauschen, wenn der Therapeut ein neues Thema ansprach. Gab es dort einen schmerzhaften Widerhall, wusste Andreas, dass sie auf eine Sache gestoßen waren, über die sie reden sollten.

Das Behandlungszimmer hatte mehr von einem Wintergarten als von einer ärztlichen Einrichtung. Die hellen Korbmöbel verschwanden beinahe in einem Meer aus liebevoll gepflegten Pflanzen. Jochen Köninger, falls er sich selbst um die Dekoration des Zimmers kümmerte, schien bei der Verteilung der Palmen, Orchideen und Usambaraveilchen keinem System zu folgen. Die Vielfalt der Pflanzen vermittelte das Gefühl, in einem zahmen Dschungel gelandet zu sein. Die geöffneten Fenster, durch die das Zwitschern der Vögel im Garten zu hören war, verstärkten diesen Eindruck.

»Nein, es ist nicht mein Geburtstag«, erwiderte Andreas leise, bevor er nachdenklich verstummte.

Nach wie vor fiel es ihm oft schwer, seine Gedanken in Worte zu fassen. Manchmal war es ganz leicht, wie ein Sturzbach zu reden oder sogar zu schreien und zu fluchen. Dann wieder kam es ihm vor, als läge eine eiserne Manschette um seine Kehle, die jede Bewegung seiner Stimmbänder eindämmte. Gerade heute fand er kaum Worte, um den Dingen, die ihn quälten, Ausdruck zu verleihen.

»Wie ist es diese Woche denn gelaufen?«, wechselte der hagere Therapeut, der sich in seiner zu weiten Jeans beinahe verlor, das Thema. Er wusste mittlerweile, wie er am besten an seinen Schützling herankam. Ab und an führten Umwege schneller zum Ziel als die Hauptstraße.

Schulterzuckend griff Andreas nach seiner Tasche und holte ein schmales Heft hervor. Er reichte es Köninger. »Ganz gut, denke ich. Fehlt noch ein bisschen was. Das erledige ich heute Abend.«

Auf den Besuch in der Kneipe hatte Andreas bisher keine Lust gehabt, oder vielmehr hatte er sich nicht aufraffen können. Lust hatte er nie. Er fand es erbärmlich, allein vor seinem Bier zu sitzen und die mitleidigen Blicke der Kellnerin zu spüren. Wenigstens befand sich die kleine Kneipe schräg gegenüber seiner Wohnung. Schnell hinein, schnell hinaus.

Prüfend überflog Köninger die Aufzeichnungen der vergangenen Woche. Er stutzte kurz und reichte das Heft anschließend an Andreas zurück. »Das sieht gut aus.« Der Therapeut schob seine randlose Brille höher auf die Nase und lächelte aufmunternd. »Alle Termine wahrgenommen, abgesehen von der Abendaktivität, aber es ist ja erst Donnerstag. Alle vier Tage gearbeitet und einmal sogar länger geblieben, wie ich sehe.«

»Ja«, entgegnete Andreas lahm. Es war in dieser Woche gut gelaufen. Freuen konnte er sich darüber nicht.

»Ich frage mich manchmal, wofür ich diesen ganzen Aufwand betreibe«, brach es aus ihm hervor. »Es ist verdammt viel harte Arbeit und es nervt mich. Und am Ende bin ich immer noch kilometerweit davon entfernt, dass es mir Spaß macht, draußen zu sein. Meistens jedenfalls. Ich komme mir immer noch wie ein Hamster im Rad vor. Eigentlich hat sich gar nichts geändert.«

Es sprach für Jochen Köninger, dass er nicht wie ein verschrecktes Wiesel auffuhr und Andreas aufzählte, wie gewaltig seine Fortschritte waren. Es nutzte nichts, wiederzukäuen, was sein Patient bereits schwarz auf weiß im Heft stehen hatte. Der Erfolg der Behandlung war offensichtlich; nur nicht für Andreas, der in gewissen Belangen wirklich nicht weiter war als vor drei Jahren.

»Komm, nimm deine Sachen«, sagte der Therapeut nach einer Minute des Grübelns freundlich. »Wir gehen.«

»Wir gehen?«, wiederholte Andreas überrascht – und ein wenig nervös. In der Vergangenheit war ihm viel abverlangt worden, wenn er im Zuge der Therapie die schützenden Wände des Behandlungszimmers hinter sich lassen musste. Unsicher schluckte er.

»Ja, es ist schön draußen. Lass uns einen Spaziergang machen.«

Verwirrt kam Andreas dem sanft klingenden Vorschlag, der in Wirklichkeit eine Anweisung war, nach und nahm seinen Rucksack.

Gemeinsam verließen sie das Haus, das in einer bürgerlichen Gegend am Rand von Hamburg gelegen war. Ohne sein Ziel zu benennen oder eine Erklärung abzugeben, schlenderte Köninger zu einer nahen Grünfläche. Sie war zu klein, um als Park durchzugehen, brachte jedoch etwas Leben in den dicht bebauten Stadtteil. Andreas folgte ihm und schloss schließlich zu ihm auf.

»Wie fühlst du dich?«, fragte Köninger. Sie bogen auf einen schmalen Asphaltweg ein, der auf einen Spielplatz mündete. »Weiche Knie, Übelkeit, Schwindel, Angst?«

»Nein, natürlich nicht.« Andreas runzelte die Stirn. Köninger wusste doch, dass er mit Spaziergängen seit Langem keine Schwierigkeiten mehr hatte. Er wäre glücklich gewesen, wenn er jede Bewegung innerhalb der Stadt zu Fuß erledigen dürfte.

Der Therapeut nickte, bevor er sagte: »Du bist sehr weit gekommen. Das Problem liegt an anderer Stelle. Und du weißt selbst am besten, wo der Hase im Pfeffer liegt.«

»Weiß ich nicht.«

»Doch, weißt du. Wir haben in der Vergangenheit schon darüber gesprochen. Darüber, dass es nicht reicht, deine Phobie in den Griff zu bekommen. Es geht auch um die anderen Ängste, die dein Leben zwar weniger offensichtlich beeinflussen, aber ihm Qualität nehmen.«

Instinktiv drehte Andreas den Kopf beiseite. Verstockt stieß er nach einer leeren Zigarettenpackung. Ja, er wusste, worauf Köninger hinauswollte.

Das alte Lied von Menschen, Vertrauen, Familie, Gemeinschaft und Freunden. Er hasste diesen Teil der Behandlung. Es war schön und gut, seine Phobie aufs Korn zu nehmen. Warum er gleich ein anderer Mensch werden sollte, wusste er nicht. Natürlich sehnte er sich ab und zu nach Gesellschaft, aber sie wurde ihm auch

schnell zu viel. Ganz zu schweigen von der Kleinigkeit, dass die einzigen Menschen, die er näher kannte, Eltern und Großvater waren. Neue Bekanntschaften schloss Andreas für sich aus. Er fürchtete die Fragen, die man ihm stellen würde; die Situation, in der er entscheiden musste, ob er log oder seine ach so dramatische Lebensgeschichte erzählte.

Köninger straffte die schmalen Schultern und deutete auf eine nahe Bank. Widerstrebend ließ Andreas sich nieder, die Hände in unbewusster Schutzhaltung in die Achselhöhlen geklemmt. Er sprach kein Wort.

»Ich fände es gut, wenn du deine Eltern besuchen würdest«, sagte Köninger, als ihm das Schweigen zu lange dauerte. »Du hast diesen Schritt bisher vermieden. Ich habe Verständnis dafür. Aber ich könnte mir vorstellen, dass ein Besuch sich positiv auf dich auswirkt «

»Ich habe mich doch mit ihnen getroffen. Es ist ja nicht so, als ob ich sie seit Monaten nicht gesehen hätte«, wand Andreas sich. Er ahnte, auf was das Gespräch abzielte, und es gefiel ihm nicht.

»Besuchen, nicht treffen«, nagelte Köninger ihn fest. »Du bist seit über drei Jahren nicht mehr zu Hause gewesen. Es wäre ein Entgegenkommen an deine Eltern.« Er zögerte unmerklich. »Und selbst wenn es kein angenehmer Besuch wird, könntest du dir selbst sagen, dass du dir Mühe gegeben und es geschafft hast.«

Die winzige Pause entlockte Andreas ein trauriges Lächeln. Auch der Therapeut konnte nicht vorhersagen, was geschehen würde, wenn er die Villa betrat, in der er früher festgesessen hatte. Was es ihm antun würde, die vertrauten Türrahmen und Flure vor sich zu haben. Die Treppen, die in sein ehemaliges Zimmer führten. Das Wohnzimmer, das er schon als Kind gehasst hatte.

Daran, wie seine Eltern reagieren würden, wagte er gar nicht erst zu denken. Zu verstörend waren die Ereignisse seines letzten Aufenthaltes in der Villa gewesen. Andreas erinnerte sich an den Tag seiner Flucht, als wäre es gestern gewesen. In der Bibliothek hatte alles begonnen und gleichzeitig geendet. Zerbrochen an den Vorgängen der letzten Wochen und Monate, an der emotionalen Kälte der Eltern und der Fahnenflucht des Unnennbaren fällte er eine Entscheidung, deren Ausmaß ihm damals nicht bewusst gewesen war: Er bat um Hilfe. Direkt nachdem er Vater und Mutter zum ersten Mal in seinem Leben angeschrien und für seinen schlechten Gesundheitszustand verantwortlich gemacht hatte.

Dr. Schnieder wirkte an diesem Tag wie ein Mensch, der nicht sicher war, ob er mit den Geistern umgehen konnte, die er selbst beschworen hatte. Immerhin war er es gewesen, der Andreas über die Jahre immer wieder von Therapien, Kliniken und Behandlungsmethoden erzählt hatte. Aber nach kurzer Überwindung hatte der Privatlehrer sich ein Herz gefasst und sich ans Telefon begeben. Andreas erinnerte sich nicht, mit wem Dr. Schnieder im Einzelnen telefonierte und welche Beziehungen er in die Waagschale warf, um ihm zu helfen. Er wusste nur, dass seine Eltern plötzlich im Raum standen und es Streit gab. Es hatte eine Sekunde gegeben, in der Andreas fürchtete, sein Vater könne ihn mit Gewalt im Haus halten. Dazu kam es natürlich nie. Aber die Angst allein reichte, um seine Knie zittern zu lassen.

Letztlich war es ihm wirklich wie eine Flucht vorgekommen, als er mit rasendem Herzschlag in den Wagen seines Lehrers glitt und vor Angst mit den Zähnen klappernd den Sicherheitsgurt schloss. Gleichzeitig war er innerlich taub gewesen – und ein wenig erleichtert, weil es zu Ende ging. Weil er endlich Hilfe bekommen würde.

Nur eine Reisetasche mit Kleidung und eine Zahnbürste begleiteten ihn auf dem Weg ins Krankenhaus. An den Marathon, bis er sich selbst erfolgreich eingewiesen und Stein und Bein geschworen hatte, dass er nicht suizidgefährdet war, erinnerte er sich ebenfalls kaum.

Er wusste nur, dass er abends in einer wildfremden Umgebung war, vor Angst keine Luft mehr bekam und weinte, dass es ihm beinahe die Lunge aus dem Körper riss. Andreas war nie nach Hause zurückgekehrt. Nicht an den Wochenenden, an denen die Klinik ihm Freigang gewährte. Nicht, als er als halbwegs lebensfähig entlassen und in die ambulante Therapie überstellt wurde. Seine Eltern hatten ihm damals die wichtigsten Dinge in die Klinik gebracht, nachdem der erste Schreck verdaut gewesen war. Seine DVDs, seine Bücher und alles andere, was ihm etwas bedeutete, hatte Andreas später von einer Spedition abholen und in seine neue Wohnung bringen lassen. Manchmal war es doch von Vorteil, ein armes reiches Kind zu sein.

Eines war geblieben: Die Villa machte Andreas Angst, was paradox war, wenn man überlegte, wie lange sie ihn beschützt hatte.

»Ich bin noch nicht so weit«, gestand er zaghaft, nachdem die innere Reise in die Vergangenheit zum Abschluss gekommen war. »Ich habe das Gefühl, nicht wieder gehen zu werden, wenn ich einmal dort bin. Dass ich mich bequatschen lassen könnte, wieder einzuziehen. Und dass dann alles von vorne losgeht. Außerdem... ich will nicht wissen, wie sie leben. Ich kann das noch nicht.«

Wenn Köninger unzufrieden war, ließ er es sich nicht anmerken. »Gut. Ich kann dich nicht zwingen. Aber wir müssen auf Dauer an deiner Isolation arbeiten. Menschen sind nicht dazu geschaffen, allein zu sein.«

»Wem sagen Sie das?«

»Dir.« Der Therapeut klopfte Andreas aufmunternd auf die Schulter. »Erfolg und Fortschritt genießen sich besser, wenn man jemanden hat, der sich mit einem freut. Ich weiß ehrlich gesagt nicht, ob deine Eltern diese Lücke für dich füllen können. Dafür sehe ich bei ihnen selbst zu viel Konflikte. Aber du bist erwachsen. Es wird Zeit, dass du das Wagnis eingehst, dir Freunde zu suchen. Und einen Freund sowieso.«

Andreas verzog das Gesicht. Unsicherheit ergriff von ihm Besitz, als eine alte, gut verborgene Narbe aufplatzte. »Bin ich so weit?«

Was er in Wirklichkeit meinte, war: »Bin ich mittlerweile ein Mensch, bei dem jemand bleiben würde? Oder wird man mich wieder verlassen, weil ich unzureichend bin? So wie mich alle immer verlassen haben, wenn ich sie brauchte?«

Köninger lächelte kaum merklich. Er kannte Andreas' Ängste und Sorgen, den Schmerz, den der Verlust seiner ersten Liebe hinterlassen hatte, und auch das Gefühl der Unzulänglichkeit, das sich nicht durch Worte allein vertreiben ließ. »Garantien gibt es nicht. Für niemanden. Aber sagen wir mal so: Ganz so allein, wie du im Moment bist, müsstest du von meiner Seite aus nicht sein. « Das war nicht viel, aber immerhin etwas.

\*\*\*

Für einen Außenstehenden hätte die Szene in der geräumigen Küche sicherlich merkwürdig ausgesehen. Rund ein Dutzend Studenten aller Semester standen und saßen um einen Tisch, auf dem ein Stadtplan von Hamburg ausgebreitet lag. Alle feuerten eine hübsche Kommilitonin asiatischer Abstammung an, die mit verbundenen Augen einen Bleistift kreisen ließ. Sie lachte, als ihr Freund sich zu ihr beugte und ihr etwas Unverständliches ins Ohr flüsterte.

»Komm schon, spann uns nicht auf die Folter«, rief jemand aus der Masse der Umstehenden. »Wir wollen wissen, wo es heute Abend hingeht.«

Auch Sascha beobachtete begierig und belustigt zugleich die betont langsamen Kurven des schwebenden Bleistifts. Kneipen-Hopsen stand auf dem Programm. Das bedeutete, dass sie via Zufallsprinzip nach einer Bar suchten, in der sie den Abend verbringen konnten. Gewählt wurde mithilfe eines Stifts, der blind auf die Karte gestoßen wurde. Die getroffene Straße wurde anschließend über *Google Maps* in Augenschein genommen und so lange gesucht, bis sich in der Nähe eine Kneipe fand.

Ein einfaches System, das dafür sorgte, dass sie nicht dauernd in den gleichen Bars landeten. Ab und zu gab es auch einmal eine Überraschung. Sascha erinnerte sich noch gut an den Tag, an dem sie mit offenem Mund in einer BDSM-Kneipe landeten und von den freundlichen Gästen gleich zum Stammtisch eingeladen wurden.

Yun-ja machte eine große Show aus der Auswahl. Ein paar Mal ließ sie den Bleistift absinken, nur um ihn unter dem Gelächter und Stöhnen der Umstehenden wieder nach oben zu ziehen.

Grinsend lehnte Sascha sich zurück. Er freute sich auf einen entspannten Abend mit seinen Freunden und Mitbewohnern. Man konnte nie vorhersagen, wer sie auf ihrer Odyssee begleitete. Es war eine gute Gelegenheit, neue Leute kennenzulernen – gerade auch die, die noch nicht allzu lange im Haus wohnten.

Genüsslich streckte er sich, fühlte sich geradezu ekelhaft wohl in seiner Haut. Die Wogen hatten sich geglättet. Sowohl die eigenen, die ihn stets überkamen, wenn er bei seiner Tante gewesen war, als auch die von Nils. Letzteres machte Saschas Leben deutlich leichter.

Als hätte dieser seine Gedanken gelesen, wurde Sascha plötzlich von hinten umarmt. Ein Kopf legte sich ihm auf die Schulter. Automatisch griff er nach ihm und ließ die Hände auf Nils' Unterarmen ruhen. Er hatte nichts gegen die öffentliche Zurschaustellung ihrer Beziehung einzuwenden. Wenn sie Publikum hatten, hielt Nils sich mit dummen Bemerkungen zurück. Sascha drehte leicht den Kopf und küsste Nils auf die Wange, bevor er murmelte: »Und du willst wirklich nicht mitkommen? Es wird bestimmt lustig.«

Nils schüttelte den Kopf und drückte das Gesicht in Saschas Haare. »Ne, lass mal. Ich muss dringend lernen. Ich hinke gewaltig hinterher.«

Das sah Sascha ein. Nils' Chemiestudium war ungleich härter als sein eigenes Studienfach. Obwohl händeringend Fachkräfte gebraucht wurden, siebte man in diesem Jahr bei den Chemiestudenten kräftig aus.

Insofern hatte er Verständnis dafür, dass sein Freund Prioritäten setzte. Und wenn er ehrlich war, hatte er auch nichts dagegen, ohne ihn zu gehen. Nicht dass Nils eine Spaßbremse gewesen wäre, nur...

Sascha ohrfeigte sich innerlich. Hatte er sich nicht vorgenommen, es zu probieren? Nils jede Chance zu geben, die er verdiente? Er unterdrückte ein Seufzen und wollte sich gerade zurücklehnen, als ein vielstimmiger Aufschrei durch die Küche brandete. Sie hatten ihr Ziel gefunden.

Eine Dreiviertelstunde später lief Sascha zusammen mit seinen Freunden durch die Speicherstadt. Sie hatten sich verlaufen und versuchten lachend, sich mithilfe ihrer Handys, einem Stadtplan für Touristen und ihrem zweifelhaften Orientierungssinn zurechtzufinden. So, wie sie sich anstellten – ihre Gruppe umfasste fast zwanzig Leute –, hätte ihnen niemand geglaubt, dass sie Abitur hatten. Das mochte allerdings damit zusammenhängen, dass man zu Hause kräftig vorgeglüht hatte, damit der Abend in der neuen Kneipe nicht zu teuer wurde.

Wie einen Tausendfüßler, der die Kontrolle über seine Beinchen verloren hatte, zog es sie hier- und dorthin. Es war ein Kunststück, niemanden zu verlieren, aber das gehörte dazu. Und solange keiner ins Hafenbecken fiel, war alles in bester Ordnung.

Saschas Arm lag um Svenjas füllige Schulter, als sie endlich die richtige Straße fanden und schon von Weitem das Schild der von Yun-ja ausgesuchten Bar sahen. Auf den ersten Blick machte es den Eindruck einer schlichten Planke, die mit schwarzer Farbe bemalt worden war. Doch je näher sie kamen, desto deutlicher wurde, dass es sich um ein kleines Kunstwerk der Holzarbeit handelte.

»Das wird teuer«, flötete Svenja gut gelaunt und warf die Haare in den Nacken, die ihr in diesen Tagen den Spitznamen *Karotte* verliehen.

»Macht nichts. Ich brauche eh nur noch ein Bier, bis ich euch was vorsinge«, rief jemand von hinten. Er erntete zustimmendes Gelächter.

In den Augen der Wirtin leuchteten die sprichwörtlichen Dollarzeichen auf, als sie die wilde Bande in ihre Kneipe platzen sah. Rasch schoben sie Tische aneinander und schleppten Stühle herbei, um möglichst dicht beieinandersitzen zu können.

Zufrieden sah Sascha sich um, nachdem er sich auf seinen Platz fallen gelassen hatte. Das maritime Ambiente des Ladens gefiel ihm. Natürlich gab es in Hamburg viele Kneipen, die das Flair der Stadt widerspiegelten, aber hier hatte man sich Mühe gegeben,

die Atmosphäre eines Kutters zu imitieren. Eiserne Haken, halb zerfallene Fischernetze und nautische Instrumente aus alter Zeit schmückten die Wände. Die Hocker an der Bar waren hohe Fässer, die man mit Sitzpolstern bestückt hatte.

Ja, hier konnte man es sich gut gehen lassen. Voller Lust auf alkoholische Schandtaten ließ Sascha den Blick über die Flaschen hinter der Bar schweifen. Ein breites Angebot erwartete sie.

»Ich habe richtig Bock, fiese Sachen auszuprobieren«, sagte er genüsslich mit der Zunge schnalzend.

Tim, der ein Stockwerk über ihnen wohnte, lachte auf und ließ aufgesetzt die Wimpern fliegen. »Hast du das nicht immer?«

Grinsend hauchte Sascha einen Kuss in die Luft. »Ist das ein Angebot, Hase?«

»Darf ich da auch mitreden?«, schaltete Tims Freundin der Woche sich ein. Sie wirkte ein wenig entrüstet.

»Ne, aber mitmachen vielleicht«, kicherte Svenja.

Alle lachten.

Einzig Sascha gefror die Fröhlichkeit auf den Lippen. Von einer Sekunde zur nächsten wurde ihm kalt. Dann heiß, dann wieder kalt. Nicht die Bemerkung seines Bekannten hatte ihn aus der Bahn geworfen. Er war anzügliche Bemerkungen gewohnt und teilte sie auch selbst gern aus. Nein, etwas anderes nahm Saschas Aufmerksamkeit gefangen. Statisches Rauschen erfüllte seine Ohren, als wäre er ein Radio, das auf eine tote Frequenz gestellt worden war.

Die Gespräche seiner Freunde wurden zu Hintergrundpiepsen, das Klappern der Gläser schien zu verstummen.

Die Silhouette an der Bar, ganz am Ende auf dem letzten Platz, war es, die ihm den Atem nahm. Sascha kannte Augenblicke wie diese. Vornehmlich aus Albträumen, aber auch aus der wachen Welt. Momente, in denen er glaubte, ihn zu sehen, und bitter enttäuscht wurde. Augenblicke, in denen sein Magen einen Salto schlug und hinterher für 24 Stunden nicht zur Ruhe kommen wollte, weil sein Gewissen ihn quälte. Momente, in denen er glaubte, alles falsch gemacht zu haben.

Sascha wusste, dass dieser Zustand nur Sekunden andauern würde. Jeden Augenblick konnte der Fremde sich rühren und sein Gesicht zeigen. Dann würde er enttäuscht sein. Er versuchte, sich innerlich dagegen zu wappnen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Dann schob der fremde Mann sich auf seinem Stuhl zurecht und offenbarte das Unglaubliche. Saschas Hand rutschte vom Tisch auf der Suche nach seinem Oberschenkel, um sich zu kneifen. Er kannte diese Bewegungsabläufe, die Form der Schultern, die Haltung des Kopfes. Er kannte die Hand, die nach dem Bierglas griff und es an einen Mund führte, der im Schatten lag. Es konnte keinen Zweifel geben.

Ruckartig sprang Sascha auf. Die Blicke und Stimmen seiner Freunde folgten ihm irritiert, als er ohne Erklärung auf den Tresen zustrebte. Er dachte nicht über sein Handeln nach. Wie eine Modelleisenbahn folgte er einer vorgefertigten Spur, die er nicht verlassen konnte. Sascha kam nicht einmal auf den Gedanken, sich keine Gewissheit verschaffen zu wollen. Stattdessen zitterte er vor unterdrückter Anspannung, während das Pochen seines Herzschlags ihm das Trommelfell zu zerreißen drohte.

Der allein sitzende Mann ignorierte ihn, bis er auf einen Schritt an ihn herangetreten war. Noch bevor Andreas ihm das Gesicht zuwandte, wusste Sascha, dass er es war. Vielleicht waren es Pheromone, die er unbewusst wahrnahm, oder doch die Haltung der feingliedrigen Finger um das Glas. Sascha wollte vor Erleichterung in die Knie gehen.

Der Drang, die Hand nach Andreas auszustrecken und ihn zu berühren, war überwältigend. Am liebsten hätte er ihn an sich gerissen. Man durfte so handeln, wenn man lange Jahre nicht sicher gewesen war, ob jemand tot war. Aber Sascha hielt sich mit einem letzten Quäntchen Selbstbeherrschung zurück und musterte Andreas, auf dessen Miene sich ebenfalls Erkennen widerspiegelte. Erkennen, aber keine Freude.

Saschas Mund war staubtrocken, als er wisperte: »Oh mein... Andreas... bist du das wirklich?«

Es war das Erste, was ihm einfiel. Natürlich wusste er längst, dass er dem Nachbarsjungen gegenüberstand, den er einst verlassen hatte. Andreas' Züge waren ihm so vertraut, als hätten sie sich erst gestern zum letzten Mal gesehen und geküsst. Kleinigkeiten mochten sich verändert haben, aber Sascha sah nur den Menschen, in den er sich vor fast vier Jahren verliebt hatte. Den er nur selten außerhalb seines Zimmers zu Gesicht bekommen hatte und der nun vor ihm saß.

»Sieht so aus, würde ich sagen«, unterbrach Andreas nüchtern Saschas Überlegungen. Sein Gesicht erinnerte an einen geschliffenen Edelstein: herb, mit Kanten versehen und doch schön anzusehen. Kalt.

»Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll«, platzte Sascha heraus. »Das ist so lange her. Ich habe mich immer gefragt, was aus dir geworden ist und jetzt treffe ich dich...«

»... in freier Wildbahn?« Andreas' Hand um das Bierglas verkrampfte sich sichtbar. Er machte ein Gesicht, als würde er sich von innen auf die Wangen beißen. Sascha konnte nichts in den leeren Augen lesen, was ihm mehr wehtat, als er sich eingestehen wollte. »Die Zeiten ändern sich eben.«

»Ja, offensichtlich«, erwiderte Sascha erschüttert, aufgeregt, überrascht, dankbar, hingerissen, verwirrt.

Er wollte Andreas tausend Fragen stellen. Wollte sich mit ihm unterhalten und die Zeit aufholen, die sie verloren hatten. In diesem Augenblick konnte Sascha an nichts anderes denken als daran, wie unfassbar – er fand kaum Worte – stolz und bewegt er war, Andreas in einer Kneipe vorzufinden. Zu sehen, dass er seinen Weg gemacht hatte und aus seinem Mauseloch herausgekommen war. Gleichzeitig musste er schlucken. Etwas in Sascha bedauerte, ihm nicht bei seinen Schritten in die Freiheit zugesehen zu haben. Verzweifelt wollte er die Hände in die nur noch halb langen Haare schieben und Andreas an sich heranziehen, ihn fest an seine Brust drücken und nicht loslassen, bis man sie am frühen Morgen aus der Kneipe warf.

»Wie dem auch sei«, sagte Andreas plötzlich. Seine Stimme bebte. Er griff in die Hosentasche und warf ohne hinzusehen einen Fünfzigeuroschein neben sein Glas. Dann stand er auf und kam Sascha ganz nah. So nah, dass es ein Leichtes gewesen wäre, sich zu umarmen. Kurz glaubte Sascha, dass Andreas darauf hinauswollte. Unbewusst hob er bereits die Arme, als sein Exfreund ihm steif zunickte. »Mach's gut, Sascha.«

Damit wandte Andreas sich ab und ging schnellen Schrittes zur Tür. Sascha stand wie versteinert. Er hörte kaum die Stimme der Wirtin, die irritiert etwas über ein arg großzügiges Trinkgeld murmelte. Dafür spürte er die Blicke seiner Freunde umso deutlicher, die das Schauspiel beobachtet hatten. Nichts hätte Sascha gleichgültiger sein können. Er wusste nur, dass Andreas für eine Minute in sein Leben gestolpert war und nun wieder verschwinden wollte.

Das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein. Sascha würde es nicht ertragen, ihn gehen zu sehen. Dabei hatte er doch bekommen, wonach er sich gesehnt hatte: Gewissheit, dass es Andreas gut ging; sogar tausend Mal besser, als er je zu hoffen wagte. Trotzdem konnte er ihn nicht gehen lassen. Nicht so.

Die Tür fiel ins Schloss. Sascha setzte sich in Bewegung. Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten, als er an den Freunden vorbei nach draußen stob. Kälte lähmte seine Beine, als er Andreas hektisch über die Straße rennen sah. Nervös schaute Sascha sich um, ob sich ein Auto näherte, doch sie hatten Glück. Andreas kam unbeschadet auf dem Bürgersteig der anderen Straßenseite an. Er entfernte sich rasch.

»He!«, rief Sascha verzweifelt und machte Anstalten, die Verfolgung aufzunehmen. »Warte.«

Andreas wirbelte zu ihm herum. Er schwankte und war kalkweiß im Gesicht, als er aufgebracht schrie: »Was willst du von mir? Hau schon ab! Das kannst du doch so gut.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er die Beine in die Hand und sprengte davon. Sascha, den die harten Worte wie Giftpfeile getroffen hatten, war danach, sich auf der Stelle zu übergeben. Er krümmte sich zusammen, konnte nicht weiter, hörte Andreas' Stimme überlaut hinter seiner Stirn widerhallen. Es war, als wäre er vor eine unsichtbare Wand geprallt.

Zutiefst betroffen sah Sascha zu, wie Andreas in ein nahes Gebäude stürmte und die Tür hinter sich zuknallte. Der Anblick der verschwindenden Gestalt schmerzte körperlich.

## Kapitel 6

Er. Sascha. Sascha!

In seiner Straße, in seiner Kneipe, an seiner Bar. Im Rücken ein Rudel Freunde, die Zeuge wurden, während Sascha ihn begrüßte, als stamme er von einem anderen Stern. Es hatte Andreas angewidert, wie sie die Köpfe zusammensteckten und die Hälse lang machten. Was sie sagten oder dachten, als er fluchtartig die Kneipe verließ, wollte er nicht wissen.

Sascha. Verdammt noch mal, warum musste er nach all der Zeit auftauchen? Warum musste er Andreas mit runden Augen gegenübertreten und alles, was vergessen sein wollte, in Erinnerung rufen? Fluchend trat Andreas gegen den Sandsack. Schweiß rann über seine Stirn und schlich ihm brennend in die Augen.

Er war gerannt wie ein Hase. Über die Straße, hinein ins Treppenhaus, hoch bis in den vierten Stock. Beinahe hätte er seinen Schlüssel an der Wohnungstür abgebrochen.

Sein erster Weg hatte ihn ins Laufrad geführt, wie er den Fitnessraum neben dem Schlafzimmer heimlich nannte. Zwischen Laufband und der Hantelbank konnte man sich kaum umdrehen.

Wild schlug er auf das Leder ein. Andreas' Fingerknöchel schmerzten, folgten jedoch weiterhin dem Magnetismus des roten Bezugs.

Nach all der Zeit stolperte Sascha in sein Leben und besaß nicht einmal den Anstand, sich ohne Zusammenstoß wieder zu verdrücken. Wie eine rostige Uhr hatte Andreas' Herz einen Schlag lang ausgesetzt, nur um anschließend panisch seiner Zeit hinterherzueilen.

Die Faust landete krachend im Ziel.

Natürlich hatte Andreas die Meute hereinkommen hören, sich jedoch nicht für sie interessiert. Warum auch? Seine Gedanken galten dem sich leerenden Bierglas und der Tatsache, dass er kurz davor war, eine perfekte Woche zu Ende zu bringen, die ihm niemand mehr nehmen konnte.

Nur ein halber Tag Arbeit trennte Andreas von seinem verdienten Wochenende. Selbst den Kühlschrank hatte er aufgefüllt, bevor darin außer einem Glas Pflaumenmus nichts mehr zu finden war. Er freute sich diebisch auf zweieinhalb Tage Ruhe in seinen eigenen vier Wänden.

Und dann tauchte diese wandelnde Kriegserklärung vergangener Tage neben ihm auf und zerriss ihn in Fetzen. Winzige, labile, verstörte Andreas-Fetzen.

Erschöpft von der Gewalt, mit der die unerwartete Situation ihn schachmatt gesetzt hatte, lehnte Andreas sich an den Sandsack. Innere Unruhe zwickte ihn von allen Seiten.

Verflucht. Sascha. Warum er? Warum heute? Hätte er nicht in einer Woche auftauchen können, die Andreas eh verbockt hatte? Aber nein, natürlich nicht. Wo bliebe da der Spaß?

Sardonisch lächelnd schlug er ein letztes Mal zu, bevor er den Fitnessraum verließ und sich ins Schlafzimmer schleppte. Alles, was er wollte, war sein Bett. Die Erinnerungen drückten von hinten gegen seine Augen. Andreas wusste, dass er sich nicht gegen sie zur Wehr setzen konnte. Durfte. Köninger würde ihm etwas erzählen, wenn er hörte, dass er versucht hatte, die Begegnung »wegzupacken«, statt sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Nur der Gedanke, dass er heute nicht mehr aufstehen musste, schenkte ihm die Energie, sich auszuziehen. Achtlos landete seine Kleidung neben dem Designerbett, das den großzügig bemessenen Raum klein wirken ließ. Die Wände verschwanden hinter einer Vielzahl Regale und Schränke. In dieser Hinsicht hatte Andreas sich nicht geändert. Wohnzimmer und Schlafzimmer glichen einer Bibliothek. Die sterbende Palme unter dem vorderen Fenster war ihm ein Dorn im Auge. Seine Mutter hatte sie ihm vor einem Jahr mitgebracht, damit er etwas Grünes in der Wohnung hatte. Dumm nur, dass dieses Grün regelmäßig gegossen werden wollte, nicht in der einen Woche ersäuft und in der nächsten vergessen.

Andreas fühlte sich fiebrig, als er sich in einer Höhle aus Decken und Kissen verkroch. Schüttelfrost überkam ihn. Sein verschwitzter Rücken traf auf zerwühltes Leinen. Halb glaubte er, es zischen zu hören, als ihm das Laken den Schweiß von der Haut nahm. Seit Beginn der Behandlungen hatten sich gewisse Elemente seiner Krankheit verschoben. Es gab mehr Baustellen als die Phobie, die ihn früher ans Haus gefesselt hatte. Zum Beispiel reagierte er stark auf emotionalen Stress. Durch die harte Therapie lag seine Seele auf dem Seziertisch und war verletzlich. Kleinigkeiten schmerzten heftig. Größere Probleme führten ihn in Windeseile an und über den Rand seiner Leistungsfähigkeit.

Am schlimmsten war, dass Andreas nicht unterscheiden konnte, wann er überempfindlich reagierte und wann seine Gefühlsregungen normal und richtig waren. Jeder Mensch hatte Grenzen. Doch Andreas kannte seine nicht. Mit schönster Regelmäßigkeit schoss er über das Ziel hinaus und übernahm sich. Und wenn alles zu viel wurde, zog sein Körper die Reißleine in Form von Fieber, Migräne und Magenbeschwerden. Psychosomatische Reaktionen eines Systems, das Ruhe einforderte.

Eine Nebenwirkung, behauptete Köninger. Fehlende Balance und mangelndes Gefühl für sich selbst.

Nie wusste Andreas, wann es in Ordnung war, aufzugeben. Stress dominierte sein Leben. Das ließ sich nicht umgehen, wenn jede Bahnfahrt und jeder Einkauf Ängste nach sich zogen. Aber selbst wenn Andreas im Haus blieb, ratterte es in seinem Kopf. Die Zahnräder standen niemals still. Sogar während er schlief, ging die Saat auf und arbeitete in ihm. Es war ein Acker, der bis zum Horizont reichte

Kurz gesagt: Andreas hatte keine Reserven, mit der Begegnung mit Sascha umzugehen, und er wusste es. Doch etwas mit dem Verstand zu erfassen und danach zu handeln, waren zwei verschiedene Dinge.

Als Andreas das Gesicht im Kissen vergrub, fürchtete er, den sterilen Duft der Krankenhausbettwäsche zu riechen. Es war keine Erleichterung, nur den Geruch des eigenen Duschgels vorzufinden. Dafür reiste sein Geist zu schnell rückwärts. Zurück in eine Zeit, in der er die Tore seiner persönlichen Hölle durchschritten hatte.

Als sie die Psychiatrie erreicht hatten, war er kaum aus dem Wagen gekommen. Seine Knie waren eingeknickt. Er hatte keinen Blick für die gepflegten Grünanlagen oder die Backsteinmauern gehabt, die das Gelände umgaben. Er interessierte sich nicht für die Tatsache, dass weder eiserne Tore noch andere Sicherheitsmaßnahmen zu erkennen waren. Keine Drahtzäune, kein Krankenhauspersonal, das an Wachen erinnerte, keine armen Seelen, die vollgepumpt mit mysteriösen Medikamenten über die Gehwege wankten. Stattdessen freundliche Wegweiser zu den Gebäuden, in denen sich die stationären und ambulanten Einrichtungen befanden.

Einen Pförtner im Hauptgebäude hatte es dann doch gegeben. Dr. Schnieder hatte mit ihm gesprochen, während Andreas an der Wand gegenüber kauerte und sich Mühe gab, nicht auf den frisch gewischten Linoleumfußboden zu spucken. Das Schild mit der Aufschrift Rutschgefahr drehte sich vor seinen Augen. Es verstrich furchtbar viel Zeit, bis sich jemand seiner annahm. Zwischendurch hatte es Diskussionen gegeben, ob und wo man ihn aufnehmen konnte. Bürokratie, die ihn fast in den Wahnsinn trieb. Er war ein Notfall, sah das niemand?

Schließlich hatte eine Ärztin ihn ins Sprechzimmer geleitet und ihm ohne große Vorrede eine Tablette in die Hand gedrückt.

»Auf der Zunge zergehen lassen. Jetzt.« Dann kamen die Fragen. »Alter. Problem. Hausarzt. Therapeut? Familiensituation. Angehörige. Zehn Jahre ohne Behandlung? Ach herrje. Akut. Sofortige Aufnahme. Offene Station für Erwachsene. Platz? Eigentlich nicht, aber...«

Andreas hatte ihr nicht zugehört. Er wollte durchaus, konnte aber nicht. Das Rauschen war zu laut in seinen Ohren gewesen. Außerdem war es schwer, sich zu konzentrieren, wenn man aufstehen und schreien wollte, dass es ihm dreckig ging und sie verdammt noch mal endlich ihren Job machen sollten.

Nach einer Viertelstunde hatte die Tablette ihre Wirkung entfaltet und es ging ihm ein wenig besser. Um ihn endgültig auszuschalten, war die Dosis zu gering. Sie brachten ihn fort und empfahlen ihm, sich hinzulegen. Ihm stünde viel bevor. Wie Andreas

an diesem fremden Ort Ruhe finden sollte, hatte man ihm nicht verraten. Ein Bett, das er nicht kannte. Ein Fremder, mit dem er sich das Zimmer teilen musste und der permanent an seinen aufgesprungenen Händen herumfummelte.

In den finsteren Minuten der ersten Nacht schüttelte es Andreas vor Angst. In den hellen Augenblicken registrierte er langsam, dass er sich in der Psychiatrie befand. Er hatte sich selbst eingewiesen. Er war ganz unten angekommen. Und er war allein.

Die folgenden Tage sorgten dafür, dass Andreas sich selbst verfluchte. Was hatte ihn dazu getrieben, eine solch närrische Entscheidung zu fällen? Er gehörte nicht hierher. Nicht zwischen die Leute, die sich nach dem Essen den Finger in den Hals steckten oder Wahnvorstellungen hatten. Nicht zu Karl, seinem Zimmernachbarn, der nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, fünfzehn Mal am Tag zu duschen und sich hundert Mal die Hände mit Desinfektionsmittel zu waschen. Die Fülle eigenartigen Verhaltens war zu skurril, als dass Andreas das Gefühl gehabt hätte, er sei am richtigen Ort.

Die Panikattacken, die ihn zerrissen, sprachen eine andere Sprache. Medikamente waren nötig. Keines der Präparate konnte ihn gesund machen, aber sie sollten ihn stabilisieren. Dazu brauchte es Untersuchungen und Einschätzungen. Erschwerend kam hinzu, dass die verordneten Psychopharmaka nicht sofort wirkten, sondern erst nach zwei bis vier Wochen ihre volle Wirkung entfalteten.

Die Tage auf der Station waren grauenhaft. Gemeinsames Essen im Speisesaal? Konnte Andreas nicht. Geselliges Beisammensein im Wohnzimmer der Station? Lehnte er ab. Er wollte heim.

Mehr als einmal war Andreas kurz davor, sich zu entlassen. Der Stationsarzt rückte ihm mit klaren Worten den Kopf zurecht. Andreas müsse entscheiden, ob er endlich ein richtiges Leben führen wolle oder nicht. Er wäre viel zu lange fortgelaufen. Nein, seine Eltern hätten damit nichts zu tun. Er sei erwachsen. Es wäre an der Zeit, sich dem Problem zu stellen, weil jedes verstreichende Jahr den Ängsten neue Nahrung bot.

Also war er geblieben. Keineswegs, weil er dem Arzt, den er in diesem Augenblick von Herzen hasste, recht gab. Nein, Andreas blieb in der Klinik, weil es kein Leben gab, in das er zurückkehren konnte. Damals hatte er keinerlei Zweifel gehabt, dass seine Eltern sich von ihm abwenden würden, und sein Freund hatte ihn bereits verlassen.

Wenn die Tage im Krankenhaus schlimm waren, waren die Nächte ein nicht enden wollender Albtraum. Wie hatte er diese endlosen Stunden zwischen dem Abendessen und der Morgendämmerung nur überstanden? Nie war er einsamer gewesen. Nie hatte er sich schlechter gefühlt und verzweifelter einen Menschen an seiner Seite gebraucht. Er weinte, bis die Kopfschmerzen ihn umzubringen drohten und das Weiße seiner Augen von aufgeplatzten Adern durchzogen war. In der Dunkelheit hatte er mithilfe von Kissen und Decke die Illusion eines menschlichen Körpers gebaut, der ihn im Arm hielt. Er hatte wach an die Wand gelehnt gesessen, damit er nicht einschlief, weil das Erwachen in der Psychiatrie manchmal schlimmer war als die Träume, die ihn heimsuchten.

In jeder freien Minute dachte er an Sascha. Es gab zweifelsohne viel Schmerz in Andreas, Angst und Leid, doch der Verlust seines Freundes stand für ihn an oberster Stelle und zerstörte ihn von innen heraus. Andere Problemstellungen mochten wichtiger sein, aber für Andreas gab es in den ersten Tagen, Wochen, Monaten in der Klinik nur die Qualen, die das Ende seiner ersten Liebe ihm eingebracht hatte.

Die Beziehung zu Sascha war mehr gewesen als die Suche nach einem Gefährten. Sie war Balsam auf Andreas' Wunden gewesen. Ein Hauch von Menschlichkeit in der Einöde seines Familienlebens. Sascha war sein bester und einziger Freund, sein Bruder, Lover, Ratgeber und Lebenselixier. Willig hatte er diesen Platz eingenommen, nur, um Andreas am Ende ins Gesicht zu sagen, dass all seine heimlichen Befürchtungen der Wahrheit entsprachen.

Andreas von Winterfeld enttäuschte nicht nur seine Eltern und seine Familie, sondern auch jeden anderen Menschen, der mit ihm zu tun hatte. Unzulänglich, nicht liebenswert, wertlos. Nicht seine Eltern, der Konzern oder das Universum waren das Problem, er war das Problem. Er war eine Faschingsausgabe. Nutzlos und dazu verdammt, immer allein zu sein. Andreas war nichts. Gar nichts. Diese bittere Gewissheit war das Erbe, das Sascha ihm hinterlassen hatte.

All dies hielt ihn nicht davon ab, Sehnsucht zu haben. Er vermisste die gemeinsamen Stunden auf dem Bett so sehr, dass er schreien wollte. Einmal tat er es sogar und erschreckte Karl damit zu Tode. Ständig versuchte er sich in Erinnerung zu rufen, wie Sascha gerochen, wie es sich angefühlt hatte, wenn er sich um Andreas' Körper wickelte und im Schlaf sacht schnarchte. Wie schön es gewesen war, von ihm begrüßt zu werden oder durch seine Haare zu fahren, wenn sie noch feucht von der Dusche waren.

Andreas vermisste die Höhepunkte in seinem Leben – die, die mit Sex zu tun hatten, und die anderen, die Quellen wie Zugehörigkeit und Aufmerksamkeit entsprangen. Er vermisste es, sich auf Sascha zu freuen. Er vermisste es, auf das Klingeln an der Tür zu warten. Er vermisste es, ihn aufzuziehen und sich vor Lachen an seiner Cola zu verschlucken. Er sehnte sich nach Saschas Stimme, die ihm gereizt, sonor, müde, aufgeregt, belustigt aus der Schule erzählte. Und er vermisste die Augenblicke, in denen Sascha von allem und jedem die Nase voll hatte und sich in die Arme schließen ließ. Von ihm, Andreas, den er ertragen und um sich haben wollte, obwohl ihn der Rest der Welt zur Weißglut trieb. Sie waren beide gut im Trösten gewesen. Schade, dass es stets so viel Grund dafür gegeben hatte.

Andreas hatte lange Zeit gebraucht, um zu begreifen, dass er sich innerlich von Sascha lösen musste. Dass es andere Probleme zu bewältigen gab, die viel wichtiger waren. Es war schlimm für ihn gewesen, als sie ihm sagten, dass seine Beziehung wahrscheinlich nie eine Chance gehabt hatte. Dass er sich darauf konzentrieren solle, mit sich selbst zurechtzukommen, statt Sascha hinterherzuweinen. Niemand versuchte, ihm seine Gefühle auszureden. Sie sahen in der gescheiterten Liebe zu Sascha nur das geringste Problem.

Prioritäten, das war das neue Zauberwort in Andreas' Leben. Anfangs hatte es ihn gewundert, dass weder die Familie noch der Konzern noch Sascha oben auf der Liste standen. Andreas selbst war am wichtigsten. Seine Agoraphobie, sein nicht vorhandenes Selbstwertgefühl, die Frage nach seiner Zukunft. Erst nach langen Monaten hatte er verstanden, dass die Ärzte und Therapeuten ihm eine Art von Verantwortung für sich selbst einbläuten, die er vorher nie wahrgenommen hatte.

Andreas war bis dahin nie bewusst gewesen, dass er wertvoll war und dass ihm ein erfülltes, selbstbestimmtes Leben zustand. Also hatte er sich auch nicht um sich gekümmert. Diesen Zahn hatten sie ihm nach und nach gezogen. Es gelang nicht, ohne dabei ein paar Bruchstücke in seinem Kiefer zu hinterlassen.

Nach einem halben Jahr war es nicht mehr sein Therapeut gewesen, der ihn sanft vom Thema Sascha abbrachte, sondern Andreas selbst weigerte sich, über seinen Ex zu reden. Er wollte nicht mehr nach hinten schauen. Abgesehen davon hatte er genug andere Probleme. Denn seitdem die Klinik ihn in seinen Bemühungen unterstützte, nach dem Aufenthalt in eine eigene Wohnung zu ziehen, überschlugen sich seine Eltern vor Aktionismus. Zu gern hätten sie ihm eine eigene Villa unweit ihrer eigenen gekauft. Andreas hatte sich damals fürchterlich aufgeregt, aber irgendwann begriff er, dass ihr Handeln nicht mehr als ein linkischer Versuch war, ihn zu unterstützen. Mochten sie sich auch noch so dämlich anstellen: Sie ließen ihn nicht fallen.

Das war mehr, als er von manch anderen Mitpatienten sagen konnte. Gegen die familiären Hintergründe, mit denen er in der Gruppentherapie konfrontiert wurde, waren seine Eltern goldwert.

Nachdem er entlassen wurde und in die kompetenten Hände von Jochen Köninger kam, hatte er seine Zeit mit Sascha nur kurz angerissen. Sie war Teil einer Vergangenheit, die unwiederbringlich vorbei war. Köninger hatte davon nicht allzu viel gehalten.

Er wollte nicht mehr über Sascha reden. Er wollte abschließen.

All die positiven Gefühle für ihn hatten sich in etwas Dunkles verwandelt. Das wiederum war der Grund, warum Köninger gerade darauf pochte, dass sie darüber sprachen. Die Wut und Enttäuschung sollte aus Andreas abfließen. Von Liebe war keine Rede mehr.

Andreas wälzte sich auf den Bauch und schob ein Kissen über seinen Kopf. Ihm war unerträglich heiß. Zu viele Bilder drängten sich in seinem Verstand. Schöne und hässliche Erinnerungen, das Echo verlorener Gefühle, die Kriegstrommeln des Zorns, der an ihre Stelle gerückt war.

Warum hatte er Sascha nicht einfach eins auf die Nase gegeben, als er ihn ansprach? Warum hatte er nicht gebrüllt: »Hast du eigentlich den Schuss nicht gehört? Wie kannst du es wagen, nach drei Jahren aufzutauchen und...«

Ja, und dann? Andreas daran zu erinnern, was einmal gewesen war und was er sich mit einem anderen Mann wünschte, aber nicht bekommen konnte? Weil er es nicht schaffte, seinen Hintern in die entsprechenden Clubs zu bewegen? Oder Bars? Oder Sporthallen? Sollten sie so tun, als wären sie nie zusammen gewesen? Als hätte Sascha nie versprochen, ihm zu helfen und zur Seite zu stehen? Hätte Andreas ihm mitten in der Kneipe sagen sollen, wie enttäuscht er gewesen war, dass Sascha ihm nicht einmal als Kumpel geblieben war, wenn schon nicht als fester Freund? Wie weh es getan hatte, dass er nie wieder von sich hören ließ oder nachfragte, wie es ihm ging?

Selbst wenn Andreas dazu in der Lage gewesen wäre – und das war schwierig, wenn einem vor Schreck die Zunge am Gaumen klebte –, was hätte es gebracht? Nur, dass Sascha in dem Glauben gegangen wäre, Andreas hätte ihn nicht vergessen. Diesen Triumph gönnte er seinem Ex nicht.

Stundenlang dämmerte Andreas im Halbschlaf vor sich hin. Mittlerweile klebte er am ganzen Leib. Das Schlafzimmer roch nach Fieber. Die Visionen vergangener Tage fielen über ihn her. Zwischendurch glaubte er, die alte Leidenschaft zu empfinden, die ihn früher gepackt hatte, wenn er mit Sascha zusammen war. Dann wieder verspürte er nichts als bodenlosen Hass und das Bedürfnis nach Rache. Dazwischen lauerte die Erinnerung an Stunden, in denen er nicht mehr wusste, wo ihm der Kopf stand. Danach stürzte er in die Zeit, in der er aufhörte, jede Nacht an Sascha zu denken und ihn zu vermissen. Die Zeit, in der die Leere in ihm entstand. Damals hatte er sich auf eine schwer in Worte zu fassende Weise noch einsamer gefühlt, weil selbst seine heimlichen Träume ihn verließen.

Ab und zu, ganz selten nur, blitzte ihm Saschas Anblick durch den Kopf. Nicht der Sascha, den er früher gekannt hatte, sondern der, der ihm am Abend begegnet war. War er noch gewachsen? Auf jeden Fall hatte sein T-Shirt am Oberarm und um die Schultern auf eine für Andreas neue Weise gespannt. Bastard.

Gegen Morgengrauen war er zu erschöpft, um dem Karussell in seinem Verstand länger zu folgen. Er schlief ein, nur um kurz darauf vom Wecker hochgescheucht zu werden. Am liebsten hätte Andreas sich nicht bewegt. Aber seine Blase war voll, der Kopf raste, das Fieber ließ ihn schwindeln und Durst hatte er außerdem.

Mühsam quälte Andreas sich aus dem Bett. In diesen Augenblicken tat es ihm unglaublich weh, niemandem zu haben, der ihm eine Flasche Wasser brachte oder *Paracetamol* aus dem Schrank holte.

Er putzte sich die Zähne und sammelte ein, was er für einen Vormittag im Bett brauchte. Tabletten, frische Shorts, einen nassen Waschlappen für die Stirn, Wasser und Saft. Seine Wohnung erschien ihm an diesem Morgen viel zu groß, der Flur zu lang. Bevor Andreas sich wieder hinlegte, rief er im Tierheim an, um sich krankzumelden. Er war wütend, als er auflegte. Da ging sie hin, die gute Woche.

Als er mittags mit deutlich klarerem Kopf wieder erwachte, zögerte er einen Augenblick. Zu gern hätte er sich auf die andere Seite gelegt und weitergeschlafen. Nicht denken, nicht fühlen müssen.

Dann rief er sich ins Gedächtnis, wie wichtig es war, dass er gut auf sich achtete. Seinen Körper hatte er versorgt. Nun war es an der Zeit, seine aufgeriebene Seele zu verarzten.

Köninger anzurufen, fiel ihm schwer. Noch schwerer war es zu sagen: »Es geht mir nicht gut. Ich bin ihm begegnet.«

Dass der Therapeut nicht einmal fragte, wer er sei, sprach für sich.

## Kapitel 7

In Saschas Träumen war ihre Begegnung stets anders verlaufen. Vor allen Dingen seine eigene Rolle war souveräner gewesen, liebevoller, nicht so unbeholfen und schlicht saublöd. Was hatte er erwartet? Dass sie sich gegenüberstanden, in die Augen sahen und in die Arme fielen? Ja, verdammt, das hatte er. Nicht sofort, aber nachdem er Andreas erklärt hatte, was damals geschehen war. Nachdem er ihm gesagt hatte, dass er ein Vollidiot gewesen war und sich entschuldigt hatte.

Naiv? Ja. Aber träumen durfte man doch, oder?

Wochen- und monatelang hatte Sascha sich detailliert zurechtgelegt, was er sagen wollte, wenn sie sich endlich wiedersahen. Jedes Wort schien an die Rückseite seines Stirnbeins graviert zu sein. Aber als er an die Bar trat und Andreas sich zu ihm umdrehte, musste Sascha feststellen, dass der Text nicht zu lesen war. Er hatte nicht mehr mit einem Wiedersehen gerechnet und die Gravur verstauben lassen. Im ersten Jahr – vor allen Dingen in den Wochen direkt nach ihrer Trennung – hatte er gekämpft, im zweiten Jahr gehofft, im dritten Jahr resigniert.

Es quietschte, als Sascha tiefer ins heiße Wasser glitt und sein Oberkörper in einem Schaumberg versank. Er hasste die Badewanne der WG. Ständig kühlten Schultern, Knie oder Füße aus. Egal, wie er seine Beine anwinkelte, nie fand er genug Platz, um bis zur Nasenspitze im Wasser zu liegen. Gerade heute wollte Sascha mit Freuden im Schaum untergehen.

Er war nicht in die Kneipe zurückgekehrt, nachdem er Andreas nachgerannt war. Die Vorstellung, sich den Fragen seiner Freunde zu stellen, erschien indiskutabel. Stattdessen war er kreuz und quer durch die Innenstadt gelaufen, bis er betäubt in einen Bus stieg, der ihn nach Hause brachte. Glücklicherweise hatte Nils ihn nicht heimkommen hören.

Kein Wunder. Die House-Musik aus seinem Zimmer war laut genug, um die Oberfläche des Badewassers in Schwingung zu versetzen und Vögel tot vom Dach fallen zu lassen.

Sascha machte sich klein, bis sein Kopf untertauchte und das Dröhnen zu einem Pulsschlag im Wasser verkam. Jede seiner Bewegungen löste Rauschen und Schwappen um ihn herum aus. Ihm kam der Gedanke, dass er dringend einen Schnorchel brauchte. Stundenlang unter Wasser liegen zu können, erschien ihm ausgesprochen verführerisch.

Sascha tauchte nach Luft schnappend auf, als die Badezimmertür aufflog und ein sichtlich überraschter Nils im Rahmen stand. »Was tust du denn hier?«

»Baden.«

»Das sehe ich selbst. Aber seit wann bist du zu Hause? Ich habe dich gar nicht gehört.« Nils' Haare standen zu Berge; ein sicheres Indiz, dass er gelernt und sich über chemische Zusammenhänge stöhnend die Frisur zerzaust hatte.

Missmutig verzog Sascha das Gesicht. »Wie denn auch? Mir ist schleierhaft, wie du bei der Pornodisco-Mucke lernen kannst.«

»He, was hat dich denn gebissen?« Nils löste sich aus der Tür und trat an die Badewanne.

»Gar nichts.«

»Ist klar«, entgegnete Nils ironisch und hockte sich neben Sascha. »Immer, wenn du spießig wirst, ist dir irgendetwas über die Leber gelaufen. Als würdest du nicht selbst die Anlage bis zum Anschlag aufreißen, wenn du lernst. Also, was ist los?«

»Ja, aber ich höre ja auch *richtige* Musik und keine Retorten-Humpahumpa-Scheiße, bei der einem das Gehirn verödet«, umging Sascha die Frage. Er fand sich selbst blöd. Aber musste Nils gerade jetzt fürsorglich fragen, was ihn bedrückte? Ausgerechnet Nils, dem er beim besten Willen nicht erzählen konnte, was in ihm vorging?

»Bei meiner Mucke bekommt man wenigstens keine Depressionen«, murmelte Saschas Freund sichtlich überrascht von dessen abweisender Art. »Aber ist ja auch egal. Ich pinkel eben und dann verschwinde ich wieder.«

Meistens kamen sie gut in ihrer Wohngemeinschaft zurecht. Nur in Augenblicken wie diesen hasste Sascha die Tatsache, dass es nur ein Bad gab. Nicht, dass er sich ekelte, wenn Nils neben ihm die Toilette benutzte. Er wollte lediglich seine Ruhe haben. Und deswegen benahm er sich wie ein Schwein.

»Nils«, sagte Sascha leise, als der seine Jeans wieder schloss. Fordernd streckte er die Hand nach ihm aus. Als sein Freund nach ihr griff, zog Sascha ihn zu sich herunter und küsste ihn. Ein bisschen grob, aber herzlich. »Sorry.«

»Schon gut«, gab Nils sanft zurück. Er strich Sascha über die Schulter. »Du weißt ja, wo du mich findest.« Damit verabschiedete er sich und schloss die Tür hinter sich.

Zurück blieben ein Hauch von Minze, Schaum, Wasser, das sich abkühlte und ein Student, der nicht wusste, wo ihm der Kopf stand. Sascha wollte nicht denken. Er wollte erst recht nicht fühlen. Er wollte sich nicht schämen, kein schlechtes Gewissen haben, nicht enttäuscht sein. Und schon gar nicht gleichzeitig dankbar, glücklich und so verflucht stolz, dass ihm die Augen feucht wurden.

Andreas, sein Andreas. Draußen in der realen Welt.

In seiner Not hatte Sascha damals die Villa der von Winterfelds umkreist wie ein Satellit. Wenn er nachts allein im Bett lag und Andreas so sehr vermisste, dass er nicht schlafen konnte, hatte er sich ausgemalt, durch die Lücke in der Hecke auf das Nachbargrundstück zu schlüpfen. Die Kellertür aufzubrechen. Sich durch das Haus zu schleichen und an Andreas' Tür zu kratzen, bis er ihn einließ. Er hatte darauf gebaut, ihn bei einer der seltenen Gelegenheiten abzufangen, wenn Andreas in den Garten ging. Er hatte überlegt, ob er dessen E-Mail-Account bombardieren und auf elektronischem Wege die Drähte zum Glühen bringen sollte, bis Andreas sich meldete und schrieb: »Okay, komm her. Wir können reden.«

Damit, seinem Exfreund eines Tages in einer Kneipe gegenüberzustehen, hatte Sascha nicht gerechnet. Die Theorie, dass Andreas sein Heil in der Flucht ins Jenseits gesucht haben könnte, war mehr und mehr zur fixen Idee geworden.

Aber er war dort gewesen. Heute Abend in dieser Kneipe. So nah, dass Sascha ihn berühren konnte. Definitiv sehr lebendig und ja, frei. Der Andreas, den Sascha in Erinnerung hatte, hätte nie gelassen an einer Bar sitzen und Bier trinken können. Seine Haut hatte auch nie eine gesunde Sonnenbräune besessen. Und obwohl er für Sascha immer ein gut aussehender Teenager gewesen war, war er als erwachsener Mann noch tausend Mal anziehender. Einzig die halblangen Haare gefielen Sascha nicht. Zu gern hatte er früher Andreas' Strähnen über seine Oberschenkel streifen gespürt.

Frustriert schlug Sascha auf die Wasseroberfläche ein. Schaum spritzte hoch und verteilte sich auf den hellgrünen Fliesen und Svenjas nach Karibik riechendem Duschgel. Da saß er hier und verlor sich in der Erinnerung, wie es gewesen war, mit Andreas ins Bett zu gehen. Warum tat er sich das an?

»Was willst du von mir? Hau schon ab! Das kannst du doch so gut.« Ja, das konnte Sascha bestens. Wegrennen, wenn es hart auf hart kam. Vollkommen egal, ob es um Streitigkeiten mit seiner Mutter, Querelen mit Nils oder eben Andreas ging. Sascha wich gerne aus, wenn er nicht mehr Herr der Lage war. So viel hatte er mittlerweile über sich selbst gelernt. Das Schlimme war, dass man gewisse Dinge nicht ungeschehen machen konnte, selbst wenn man es inzwischen besser wusste.

Welchen Weg war Andreas gegangen? Wer hatte ihn begleitet? Sascha war inzwischen klar, dass man eine so schwerwiegende Störung nicht durch Willenskraft allein aufbrechen konnte. Andreas musste Hilfe bekommen haben. Waren die Eltern auf ihn zugegangen? Oder hatte Ivana doch irgendwann jemanden verständigt? War er es selbst gewesen, der die Käfigtür von innen auftrat?

Die Vorstellung eines Andreas, der sich verbissen durch die härtesten Therapiemaßnahmen kämpfte, war erschütternd. Erschütternd und grandios. Unmenschliche Kräfte und Mut mussten ihn an den Punkt geführt haben, an dem er jetzt war.

Gott, Sascha war so stolz auf ihn. Dumm nur, dass er kein Recht dazu hatte. Man konnte nicht im Nachhinein dazukommen und stolz sein, wenn man selbst versagt hatte. Wenn man nicht da gewesen war, um einen schweren Weg leichter zu machen.

Sascha erhob sich so ruckartig, dass er beinahe ausglitt. Mit einem Mal erschien ihm die Idylle des Schaumbades unpassend; wie etwas, das er sich widerrechtlich angeeignet hatte und das er nicht verdiente. Ein Teil von ihm wusste, dass solche Überlegungen blödsinnig waren. Das bedeutete aber nicht, dass er sie wie ein defektes Radio abstellen konnte. Er hätte in diesem Augenblick zu gern einen Knopf zum Abschalten gehabt wie Lieutenant Commander Data auf der Enterprise. Als er unwillkürlich in den Spiegel sah, erwiderte jemand seinen Blick, den er zumindest heute Abend nicht mochte.

Zehn Minuten später gesellte sich zu Nils' wummernder Musik das Geräusch eines Tennisballs, der in regelmäßigen Abständen gegen die Wand flog. Werfen, anschlagen, einmal auf den Boden tippen, auffangen. Mechanisch führte Sascha die Bewegungen aus. Die Flugbahn des neongelben Balls hypnotisierte ihn.

Gegen seinen Willen gab er dem Sog der Erinnerungen nach. Sie drängten sich durch die Katzenklappe seines Verstandes und weigerten sich zu gehen, bevor er ihnen Beachtung schenkte.

Wie unsicher war er gewesen, nachdem er den schlafenden Andreas zum ersten Mal geküsst hatte. Wie überrascht, als der kurz darauf praktisch über ihn herfiel. Wie oft hatten sie auf dem Bett miteinander gerangelt, bis einer von ihnen die Handgelenke des anderen zu fassen bekam und ihn auf die Matratze nagelte. Sie hatten so viel gelacht, waren sich so nah gewesen. Sascha hatte sich vollständig gefühlt, wenn er freitagabends auf Andreas' Bett lümmelte und wusste, dass sie am Wochenende viel Zeit füreinander haben würden.

Manchmal, wenn es ganz still in der Villa war, sie verklebt unter der Bettdecke übereinander lagen und Sascha nie wieder aufstehen wollte, hatte er geglaubt, den tieferen Sinn von Begriffen wie »Perfektion« oder »Glück« verstanden zu haben. Gegen Ende ihrer kurzen Beziehung war die Erkenntnis oft von nervösen Schüben vertrieben worden.

Inzwischen verstand er, dass es ihm eine fürchterliche Angst gemacht hatte, sich dermaßen heftig verliebt zu haben. Oder eher, sich dermaßen heftig in einen Menschen wie Andreas verliebt zu haben. Er hatte es nur nicht wahrhaben wollen.

Einen Berg trübsinniger Überlegungen später klopfte es an seine Tür. Sascha sah auf. Es war spät. In einem anderen Haus hätten sich die Bewohner längst über den Krach beschwert.

Er antwortete nicht, aber nach einer Weile kam Svenja ungefragt zu ihm herein. Sie musterte ihn prüfend. »Da bist du ja. Wir hatten uns schon gefragt, wo du abgeblieben bist. Das war ein ganz schön merkwürdiger Auftritt.«

Dem musste Sascha zustimmen. Seine Freunde hatten bestimmt wild spekuliert, was ihn dazu brachte, sich so eigenartig aufzuführen.

»Wer war der Typ?«

Schweigen.

Svenja verdrehte die Augen und setzte sich neben Sascha aufs Bett. »Du weißt, dass es besser ist, über Probleme zu sprechen, statt sie in sich hineinzufressen.«

Zum Teufel, was hatte sich die Evolution eigentlich dabei gedacht, dass Frauen immer über alles reden wollten? Sascha wollte seine Gedanken nicht vor Svenja ausbreiten. Er konnte nicht in Worte fassen, was er nicht einmal in seinem eigenen Kopf sortiert bekam. Er stand unter Schock. Andreas war am Leben und hatte nichts vergessen, war stocksauer auf ihn. Was gab es dazu schon groß zu sagen? Es war eh nicht mehr von Belang. Sascha wusste nun, dass Andreas nicht den finalen Ausweg gesucht hatte und damit... ja, damit war es eigentlich gut, oder? Jeder konnte mit seinem Leben weitermachen.

Der Gedanke tat weh. Richtig weh.

»Ich würde ja vermuten, dass es dein Ex war«, stocherte Svenja weiter. Sascha war versucht, ihr den Tennisball in den Mund zu stopfen.

»Wie kommst du darauf?«, brummte er abwehrend.

»Weil du weiß wie ein Laken warst, ich bis heute nicht wusste, dass du so runde Augen machen kannst und vor allen Dingen, weil du meines Wissens nach vor Nils nur einen festen Freund hattest. Und den in einer Kneipe zu sehen, dürfte dich ziemlich vom Sockel gehauen haben.«

»Hundert Punkte, Sherlock«, gab Sascha nach. Es war sinnlos, etwas abzustreiten, wenn Svenja ihren spitzfindigen Tag hatte. Außerdem war es besser, von vornherein die Wahrheit zu sagen. Wenn hinterher durch einen Zufall aufflog, dass er gelogen hatte, konnte das zu Schwierigkeiten führen. Besonders, wenn man in Betracht zog, dass Svenja Nils' beste Freundin war.

Stöhnend ließ Sascha sich auf die Seite fallen, als er daran dachte, was Nils sagen würde, wenn er von Andreas erfuhr. Halleluja, als hätte er sonst keine Sorgen. Warum nur hatte er seinen Freunden damals auf dieser verregneten Party betrunken von seiner traurigen, ersten Liebe erzählt? Wie viel leichter wäre alles, wenn sie nicht wüssten, was es mit Andreas auf sich hatte?

»Und jetzt?«, fragte Svenja noch behutsamer als zuvor. Ein schwer zu deutender Ausdruck lag auf ihrem runden Gesicht. Mitgefühl? Sorge? Skepsis?

»Nichts jetzt«, murmelte Sascha. »Ich habe ihn wiedergesehen. Ich weiß, dass es ihm besser geht als damals, und das war es.«

»Das war es?«, wiederholte seine Mitbewohnerin zweifelnd. »Du bist ihm doch nachgelaufen. Wirst du dich mit ihm treffen? Ich meine, vielleicht wäre es ganz gut, wenn ihr über das eine oder andere reden würdet. Hast du seine Telefonnummer? Oder seine Adresse?«

»Nein, habe ich nicht. Er war nicht gerade erfreut, mir über den Weg zu laufen. Lass es gut sein.«

Warum Sascha unter den Tisch fallen ließ, dass er gesehen hatte, in welchem Haus Andreas verschwunden war, wusste er nicht. Vielleicht, weil er diese Information zu gern selbst vergessen hätte.

Minutenlang schwiegen sie sich an. Sascha begann wieder den Tennisball an die Wand zu werfen und Svenja spielte mit ihren Fingernägeln, bevor sie vorsichtig fragte: »Dann ist es also vorbei?« Missmutig fragte er sich, ob sie ihn löcherte, weil sie sich Gedanken um ihn machte oder weil sie Sorge hatte, dass Nils unter die Räder kommen könnte. Sascha zuckte die Achseln. »Natürlich ist es vorbei. Es ist seit drei Jahren vorbei.«

Für einen Moment sah es so aus, als würde Svenja sich nicht mit dieser Antwort abspeisen lassen. Doch dann lächelte sie schief und erhob sich. »Na ja, wenn du meinst. Aber vielleicht solltest du trotzdem nächste Woche mal mit deinem Prof über die Sache sprechen. Ist ja nicht ganz einfach, wenn man denkt, dass jemand tot oder verschollen ist und der auf einmal vor einem steht.«

»Mein Professor ist doch nicht mein Therapeut«, maulte Sascha eine Spur ungehalten. »Und ich brauche auch keinen. Echt, es geht mir gut.«

»Ja, das sehe ich.« Der ironische Tonfall war nicht zu überhören. Er war froh, als Svenja ging. Er mochte die Gedanken nicht, die sie in seinen Kopf gesät hatte. Mit Andreas reden. Ja, natürlich. Das wäre richtig für Sascha. Doch er bezweifelte, dass es auch für Andreas das Richtige war. Selbst wenn, dann stellte sich noch die Frage, ob er dazu bereit war.

Außerdem mochte Sascha den Nachgeschmack nicht, der allen Bemühungen in Sachen Andreas anhaftete. Was war denn groß passiert? Er war seinem ehemaligen Freund begegnet. Punkt. Er hatte feststellen dürfen, dass es Andreas weit besser ging als früher. Punkt. Das war ein Grund, sich aufrichtig für ihn zu freuen. Noch einmal Punkt.

Darüber hinaus gab es keinerlei Veranlassung, Kontakt zu Andreas zu suchen. Ihre Leben gehörten nicht mehr zusammen. *Sie* gehörten nicht mehr zusammen.

Er hatte einen Freund. Er. Hatte. Einen. Freund. Es erschien Sascha äußerst wichtig, diesen Gedanken laut in seinem Kopf zu wiederholen.

Wo er gerade bei dem Thema war: Sascha wurde jäh bewusst, dass er sich einsam fühlte. Was war nur mit ihm los? Er sollte sich auf Nils konzentrieren. Stattdessen gammelte er auf dem Bett herum, träumte von früher und ignorierte die Tatsache, dass nebenan sein Freund darauf hoffte, ihn zu sehen.

Du bist ein Idiot, Sascha Suhrkamp, sagte er sich im Stillen. Erst verlässt du Andreas, als er dich braucht. Und nun zerbrichst du dir wieder den Kopf über ihn und vernachlässigst deinen neuen Freund, der dich ebenso braucht. Ganz toll.

Das Schlimme war, dass Sascha ab und zu eben auch etwas brauchte. Dinge, die er nicht gerne beim Namen nannte. Dinge, die Nils zu geben bereit war, aber die nicht die Wirkung entfalteten, die Sascha sich erhoffte. Eine Umarmung war eine Umarmung – und doch nicht dasselbe.

Trotzdem. Wenn man kein Steak kriegen konnte, nahm man lieber Tofu, bevor man hungerte. Und vielleicht stellte man eines Tages fest, dass man als Vegetarier viel glücklicher war.

Nils, ein wenig zerbrechlich, süß, intelligent, anschmiegsam und zärtlich. Er wartete auf ihn. Es war an der Zeit, ihn zu erlösen und ihm zu geben, wonach er sich sehnte. Und sich selbst auch.

Ein letztes Mal drängte Sascha die Gedanken an Andreas beiseite, bevor er über den Flur zu Nils' Zimmer schlich. Er klopfte nicht an, sondern betrat ganz vorsichtig den einzig vom Monitor beleuchteten Raum. Nils saß am Schreibtisch und wandte ihm den Rücken zu. Auf dem Boden lagen mehrere aufgeschlagene Fachbücher, die Sascha umrunden musste. Die Musik verschluckte seine Schritte, als er sich von hinten an Nils heranstahl und ihn umarmte.

Im ersten Augenblick zuckte sein Freund zusammen, doch dann entspannte er sich merklich und sah auf. »Na, alles klar?«, fragte er mit einem kleinen Lächeln, das Saschas Mundwinkel dazu brachte, ungefragt in die Höhe zu schnellen.

- »Kommt darauf an «
- »Worauf denn?«
- »Darauf, ob hier heute Nacht Platz für mich ist«, murmelte Sascha und beugte sich nach unten, um den Kopf an Nils' Wange zu drücken. In der Spiegelung der Fensterscheibe sah er, dass sein Freund zu strahlen begann. Augenblicklich wurde Sascha warm zumute. Willig folgte er Nils, als dieser ihn umarmte und mit langsamen Schritten zum Bett zog.

In dieser Nacht blieb Sascha ganz und gar freiwillig im Zimmer seines Freundes. Sie schliefen nicht miteinander, aber sie lagen Bauch an Bauch und hielten sich im Arm. Küssten und berührten sich, rieben ihre Nasen aneinander. Nils freute sich, als Sascha seufzend den Kopf auf seine Brust legte und sich an ihn drängte. Er war froh, dass Nils abends geduscht hatte und nicht mehr nach Haargel roch.

Überraschend schnell taumelte Sascha dem Schlaf entgegen, fremdes Bett hin oder her. Mit einer streichelnden Hand im Nacken war es leicht, sich fallen zu lassen und anzunehmen, was ihm geboten wurde. Die Berührung auf seiner Haut verhinderte, dass seine Gedanken abschweiften und in Bahnen glitten, in die sie nicht gehörten, während man mit seinem Freund im Bett lag. Allerdings konnte Sascha nicht verhindern, dass er im Morgengrauen verwirrt das Kopfkissen betrachtete und sich fragte, seit wann Andreas seine Haare blondierte.

Lesen Sie weiter in...

## Nach der Hölle links

Roman von Raik Thorstad August 2017

www.cursed-verlag.de